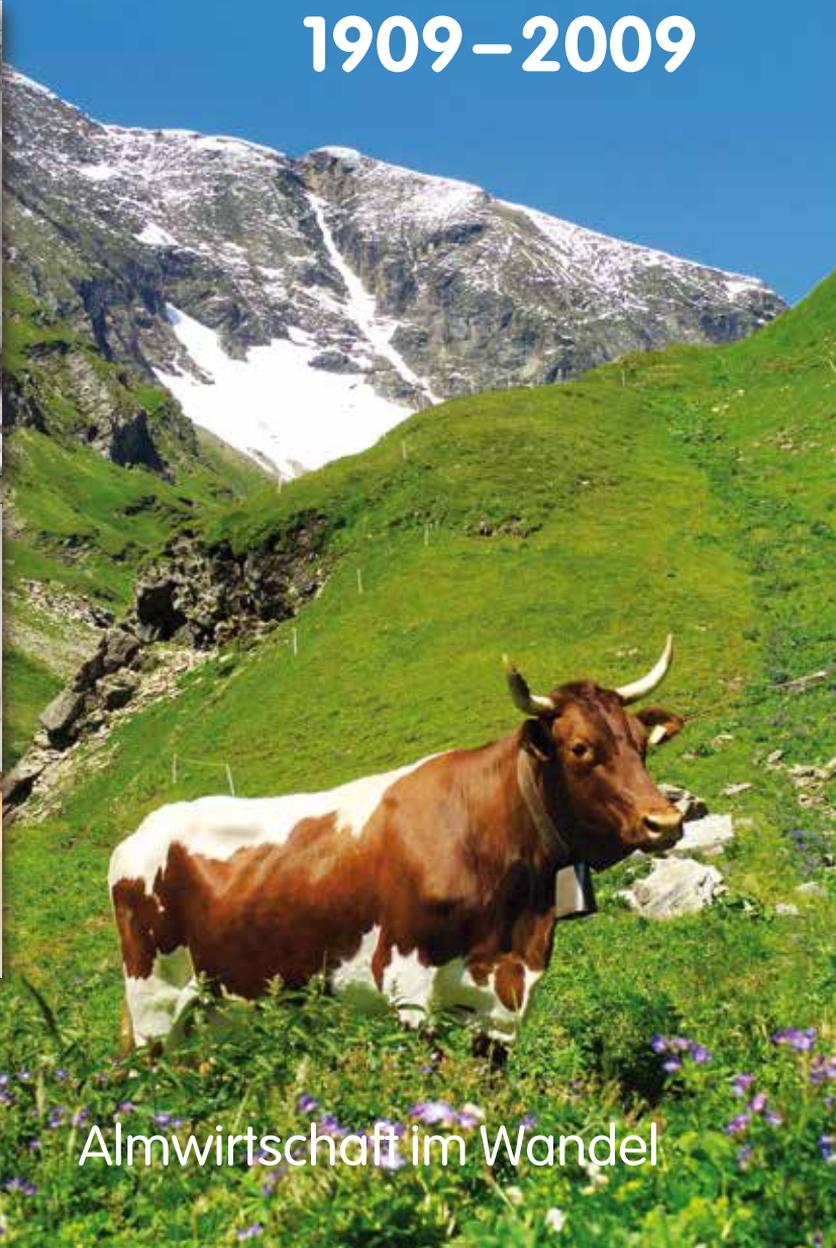


Werner Koroschitz

100 Jahre Kärntner Almwirtschaftsverein 1909 – 2009



Almwirtschaft im Wandel

Werner Koroschitz

**100 Jahre
Kärntner
Almwirtschaftsverein
1909 – 2009**

Almwirtschaft im Wandel

alm-at

Almwirtschaft Kärnten

100 Jahre Kärntner Almwirtschaftsverein 1909–2009 Almwirtschaft im Wandel

Der Autor sowie der Kärntner Almwirtschaftsverein danken sämtlichen Institutionen und Personen, die die Recherchearbeiten zur vorliegenden Publikation unterstützt haben. Ein besonderer Dank gilt den zahlreichen Privatpersonen, die mit ihren Erzählungen und Bilddokumenten einen wesentlichen Beitrag am Zustandekommen dieser Geschichte über die Kärntner Almwirtschaft geleistet haben.

Aus Gründen der leichteren Lesbarkeit wird auf eine geschlechtsneutrale Formulierung (z. B. Bauer / Bäuerin) verzichtet.

© 2009 Kärntner Almwirtschaftsverein / Werner Koroschitz

© der Fotos bei den Fotografen siehe Bildnachweis

Herausgeber: Kärntner Almwirtschaftsverein

Autor: Werner Koroschitz

Grafik & Layout: Karin Pesau-Engelhart

Lektorat: Iris Katholnig

Bildbearbeitung: Horst Krieg

Umschlagfotos: Kärntner Almwirtschaftsverein, Landesmuseum Kärnten, Josef Warmuth, Werner Koroschitz

Druck: Kreiner Druck, Villach



Mit Unterstützung von
Agrarlandesrat Dr. Josef Martinz



Mit Unterstützung der
Kärntner Raiffeisenbanken

Inhalt

- 4 — Glückwunsch
Walfried Wutscher, Präsident der Landwirtschaftskammer
- 5 — Gratulation
Josef Martinz, Agrarlandesrat
- 6 — Vorwort
Josef Obwegger und Barbara Kircher
Obmann bzw. Geschäftsführerin des Kärntner Almwirtschaftsvereines
- 9 — 100 Jahre Kärntner Almwirtschaftsverein
Werner Koroschitz
 - 9 — Zug der Zeit
 - 12 — Anfänge der Almwirtschaftsförderung
 - 17 — 1909 – Gründung des Kärntner Almwirtschaftsvereines
 - 22 — Erster Weltkrieg
 - 25 — Weiter in die Krise
 - 29 — Nationalsozialismus
 - 32 — Almwirtschaft nach 1945
 - 43 — Funktionäre des Kärntner Almwirtschaftsvereines
 - 44 — Almwanderkurse und Almwandertage
 - 46 — Almstatistik Kärnten
- 47 — Almwirtschaft im Wandel
 - 47 — „Von der Alpenluft umweht“
 - 49 — Besitzverhältnisse
 - 50 — Almtypen
 - 54 — Almvieh
 - 62 — Almheu
 - 63 — Bergmahd
 - 66 — Heuziehen
 - 73 — Almkräuter
 - 76 — Taxenschneiteln
 - 78 — Pflegemaßnahmen
 - 80 — Weidepflege
 - 85 — Almwege
 - 96 — Materialeilbahnen
 - 98 — Wohnen auf der Alm
 - 103 — Almauftrieb
 - 107 — Hirtenidylle
 - 111 — Sennerinnenromantik
 - 119 — Melkalmen
 - 125 — Geselliges Almleben
 - 127 — Almbetrieb
 - 131 — Erotik auf der Alm
 - 136 — Almtourismus
- 147 — Literaturauswahl
- 148 — Bildnachweis

Herzlichen Glückwunsch zum Jubiläum

Bereits vor über 100 Jahren haben vorausschauende Menschen erkannt, dass die Almwirtschaft Schutz, Pflege und Förderung benötigt, um ihre vielfältigen Aufgaben erfüllen zu können. Der aufgrund der Almschutzgesetze daraufhin einsetzende und über Jahrzehnte spürbare Aufschwung der Almwirtschaft wurde erst durch den Fortschrittsglauben in den Wirtschaftswunderjahren wieder nachhaltig gebremst. Zugleich erkannte man aber, dass die wachsende außerlandwirtschaftliche Bedeutung und Nutzung der Almen neue Chancen

eröffnet und zusätzliche Maßnahmen erfordert. Der Beitritt zur EU hat dann der Bewirtschaftung und Sicherung der Almflächen sowie deren Erschließung wieder neuen Aufschwung verliehen. Die über 2000 bewirtschafteten Kärntner Almen haben heute wieder große landwirtschaftliche Bedeutung als Futterfläche. Mehr als ein Viertel des gesamten Kärntner Rinderbestandes wird derzeit gealpt. Viele Almen sind in den letzten Jahrzehnten auch verkehrstechnisch vorbildhaft erschlossen worden.

Während dieser ganzen Zeit war der Kärntner Almwirtschaftsverein ein verlässlicher Ansprechpartner und Vertreter der vitalen Interessen der Almbauern. Ohne sein Engagement wäre vieles nicht erreicht worden und dafür möchte ich allen Verantwortlichen und Funktionsträgern meinen besonderen Dank aussprechen.

Heute haben sich Verantwortliche und Besitzer mit neuen Momenten zu beschäftigen. Die heimischen Almen bilden zunehmend einen bedeutenden Erholungsbereich für Einheimische und Gäste. Die neuen touristischen Chancen bringen nicht nur zusätzliche Einnahmequellen für die Almbetreiber mit sich, sondern auch neue Herausforderungen. Fragen der Wegbenutzung, aber auch Eigentums- und Haftungsfragen sind neu zu lösen, die Themen Klimawandel, Naturschutz sowie die Erhaltung der Kulturlandschaft bekommen eine neue Dynamik.

Ich bin mir sicher, dass die Verantwortlichen des Kärntner Almwirtschaftsvereins sich in Zukunft mit großer Verantwortung, Begeisterung und Konsequenz der Lösung dieser neuen Fragen widmen werden, wie es bisher immer der Fall war. Die Kärntner Landwirtschaftskammer, das versichere ich aus diesem Anlass gerne, wird jedenfalls auch weiterhin die Almwirtschaft wirksam unterstützen, die Interessen der Almbäuerinnen und Almbauern vertreten und in den kommenden Jahren ein verlässlicher und starker Wegbegleiter sein.



Ihr
Walfried Wutscher
Präsident der
Landwirtschaftskammer

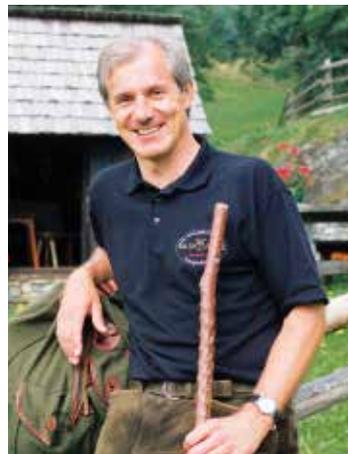
Gratulation dem Kärntner Almwirtschaftsverein

Die Kärntner Almen prägen das Landesgebiet maßgeblich, umfassen sie doch mit über 180.000 Hektar fast ein Viertel der Landesfläche. Sie bieten den Kärntnerinnen und Kärntnern wie auch unseren Gästen eine unvergleichbare Landschaft, eine Sicht ins weite Land und man ist dem Himmel ein Stück näher. Durch die viel zitierte „Multifunktionalität“ der Almen profitieren nicht nur die Almbauern von den zusätzlichen Futterflächen und den zusätzlichen Einkommensmöglichkeiten (Milch, Fleisch, touristische und gastronomische Angebote), sondern auch die Natur durch eine arten- und abwechslungsreiche Kulturlandschaft. Insbesondere beim Schutz unserer Lebensgrundlagen Boden und Wasser spielen die Almen in Kärnten eine wichtige Rolle. Die Bevölkerung und unsere Gäste schätzen neben der intakten Landschaft auch die hervorragenden Produkte von unseren Almen.

Die vielfältigen Funktionen sowie die nachhaltige Entwicklung der Almwirtschaft sind daher unbedingt zu sichern. Der Umsetzung dieses Auftrags hat sich der Kärntner Almwirtschaftsverein als Plattform der Kärntner Almbäuerinnen und Almbauern angenommen. In seiner inzwischen hundertjährigen Tradition spielt er eine besonders wichtige Rolle in der Wahrung der Interessen der Almwirtschaft und stellt ein Bindeglied zwischen Agrarpolitik, der Interessensvertretung und den Akteuren der Almwirtschaft dar. Neben seinen umfassenden Leistungen für die Mitglieder spielt der Verein auch in der Bildung der öffentlichen Wahrnehmung eine wichtige Rolle; so hat sich beispielsweise der alljährliche Almwandertag zu einem wahren Publikumsmagneten entwickelt, der die Leistungen der Almwirtschaft auch der nicht aus der Landwirtschaft stammenden Bevölkerung nahebringt.

Aus diesen Gründen ist es für mich selbstverständlich, dem Almwirtschaftsverein bei seinen zahlreichen Aktivitäten wohlwollend zur Seite zu stehen und auch diesen Jubiläumsband zu unterstützen.

Mein besonderer Dank gilt unseren Almbauern für die mühevolle, von Tradition und Leidenschaft geprägte Arbeit, die die Nachhaltigkeit der Almwirtschaft in vorbildlicher Weise gewährleistet. Darüber hinaus möchte ich den äußerst engagierten und motivierten Funktionären und Mitarbeitern des Almwirtschaftsvereins meine aufrichtige Anerkennung aussprechen.



Ihr
Josef Martinz
Agrarlandesrat

Vorwort

Liebe Mitglieder des Kärntner Almwirtschaftsvereins,
sehr geehrte Freunde der Almwirtschaft!

Am 7. September 1909 haben gemeinschaftsbewusste Almleute den Grundstein für unseren Verein gelegt. Der in Spittal/Drau gegründete Kärntner Almwirtschaftsverein sollte damals durch Beratung, Aufklärung und Förderung dazu beitragen, die in der Almwirtschaft herrschenden Probleme zu bewältigen. Abgesehen von einer Stilllegung während der Jahre des Nationalsozialismus erfüllt unser Verein bis heute seine Aufgaben. In all den Jahren seines Bestehens war die Almwirtschaft abwechselnd von guten und schwierigen Zeiten geprägt. Wirtschaftliche Veränderungen – insbesondere in der Landwirtschaft – hatten stets kausale Auswirkungen auf die Entwicklung der Almwirtschaft.

Durch die ab den 50er-Jahren einsetzende Produktivitätssteigerung – besonders durch die Einführung von Kunstdünger – wurden viele Almflächen als Futtergrundlage für entbehrlich erachtet. Dennoch gab es standhafte Betriebe, die dem damaligen Zeitgeist der Intensivierung nicht folgten und die Bewirtschaftung wenig rentabler Almen trotz schwieriger Zeiten aufrechterhielten – bis heute. Eine deutliche Entwicklung erlebte die Almwirtschaft in den 70er-Jahren. Ausschlaggebend dafür waren die kontingentfreie Milchlieferung, die Prämien für das Almvieh sowie die Beiträge zur Unterstützung der Almpersonalkosten durch das Land. Einen weiteren Aufschwung brachte Österreichs Beitritt zur EU. Bei den Beitrittsvorbereitungen war die Kärntner Almwirtschaft, vertreten durch den damaligen Obmann Johann Ramsbacher und durch Alminspektor und Geschäftsführer Günther Ortner in guten Händen. Seit 1995 werden den Almbewirtschaftern und Auftreibern von EU, Bund und Land Prämien gewährt. Diese finanziellen Zuwendungen an die Bauern sind keine Almosen, sondern eine Abgeltung für erbrachte Leistungen bei der Bewirtschaftung, Erhaltung und Pflege der Kulturlandschaft. Im Gegenzug sind die Bauern verpflichtet, zahlreiche Auflagen und Bestimmungen zu erfüllen. Erfreulich ist, dass in den letzten Jahren viele Projekte verwirklicht werden konnten. Als Wermutstropfen werden jedoch die zunehmend restriktiven Bestimmungen innerhalb der EU-Programme empfunden. Ein anschauliches Beispiel dafür ist das Reizthema Almfutterfläche, das bei vielen Almbewirtschaftern und insbesondere bei Agrargemeinschaften Ärger und Unverständnis hervorgerufen hat.

Der Almwirtschaftsverein versteht sich als Interessensvertretung, als Bindeglied zwischen Almbewirtschaftern, Fachleuten und politischen Entscheidungsträgern. Zu seinen Aufgaben gehören die Umsetzung von Projekten und die Organisation fachspezifischer Veranstaltungen. Öffentlichkeitsarbeit ist ihm ein ebenso wichtiges Anliegen wie die Auszeichnung verdienstvoller Almleute.

Jede Alm ist etwas Besonderes und Kostbares. Wer auf einer Alm arbeitet und lebt, weiß das in gebührendem Maße zu schätzen, während Almen für Besucher wohl eher eine Bühne für romantische Vorstellungen bleiben. Auch Almleute sind etwas Besonderes, denn das Leben auf der Alm trägt zur Entwicklung bestimmter Wesenszüge bei. Almleute können als bescheiden, genügsam, ausdauernd und zufrieden charakterisiert werden, die verant-

wortungsbewusst ihre mühevollen Arbeiten verrichten und außergewöhnliche Situationen meistern. Wer je einen Sommer lang auf einer Alm zugebracht hat, den zieht das Almleben dauerhaft in seinen Bann.

Almen entwickeln sich zunehmend zu Freizeitarenen. Doch in der Bergwelt fühlen sich manche nicht an die geltenden Verhaltensregeln gebunden. So kann das Fehlverhalten von Almbesuchern von unliebsamen Zwischenfällen bis zu größeren Konflikten führen. Der Ruf der Almbewirtschafter nach entsprechenden Schutzmaßnahmen ist daher gut verständlich. Neuerdings sorgt der Almwirtschaftsverein daher bei seinen Mitgliedern auch für entsprechenden Versicherungsschutz. Es kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden: Die Almen brauchen das Vieh und die Bauern, wie die Bauern und das Vieh die Almen benötigen. Nur gemeinsam ist eine traditionelle, nachhaltige Almbewirtschaftung möglich. Die lange Geschichte der Almwirtschaft vermag diesen Zusammenhang zu verdeutlichen.

Das nun vorliegende Buch von Werner Koroschitz wurde anlässlich des 100-jährigen Gründungsjubiläums des Almwirtschaftsvereins aufgelegt. Es beleuchtet auszugsweise die Vereinsgeschichte und beschreibt in eindrucksvoller Weise den Wandel der Almwirtschaft im Laufe mehrerer Jahrhunderte. Dem Autor und Historiker, der mittlerweile auch auf eine 10-jährige Erfahrung als Hirte zurückblicken kann, ist es gelungen, den jeweiligen Zeitgeist einzufangen und anschaulich und realistisch zu vermitteln. Persönliche Erzählungen von Zeitzeugen und historische Berichte verleihen dem Buch besondere Lebendigkeit. Bild-dokumente zeigen die Arbeits- und Lebenswelt von früher und heute und werden bei manchem Betrachter Erinnerungen wecken.

Ohne Unterstützung wäre das Buch nicht zustande gekommen. Ein besonderer Dank gilt in diesem Zusammenhang Agrarlandesrat Josef Martinz und der Raiffeisenlandesbank Kärnten. Unseren unermüdlichen Mitstreitern sei für die gute Zusammenarbeit in all den Jahren herzlich gedankt. Ein Dankeschön unseren Mitgliedern für das langjährige Vertrauen, alles Gute für die Zukunft. Wir freuen uns auf ein weiterhin gutes Miteinander.



Ihr
Josef Obweger, Obmann
und Ihre
Barbara Kircher, Geschäftsführerin

100 Jahre Kärntner Almwirtschaftsverein

Werner Koroschitz

Zug der Zeit

1909 gründete eine Gruppe von Gelehrten und Agrarexperten den Kärntner Almwirtschaftsverein, dessen erklärtes Ziel die umfangreiche Förderung der Almwirtschaft war. Landesweit wurden die Landwirte mittels Vorträge, Publikationen sowie in regelmäßig abgehaltenen Almwanderkursen beraten und über Verbesserungsmaßnahmen auf Kärntens Almten informiert. Die Gründung des ambitionierten Vereines erfolgte zu einem für die Landwirtschaft schwierigen Zeitpunkt, gekennzeichnet durch einen dramatischen Rückgang des Kärntner Viehbestandes und verbunden mit negativen Folgen auch für die Almbewirtschaftung. Laut der im Jahre 1910 durchgeführten Viehzählung hatte die Rinderhaltung in den davorliegenden zehn Jahren kärntenweit um knapp 15 % abgenommen, d. h. die Zahl der Rinder hatte sich seither um 34.000 Stück vermindert. Die Ursachen dafür lagen einerseits in der Trockenheit der vorangegangenen Jahre, andererseits hatten Rinderseuchen (u. a. die Maul- und Klauenseuche) den heimischen Viehbestand dezimiert.

Für den Rückgang der Rinderzahl wurde auch die Inbetriebnahme der Tauernbahn verantwortlich gemacht, die es bayerischen Händlern erleichterte, die Viehbestände in Kärnten aufzukaufen. In Kombination mit der herrschenden Futterknappheit sorgten gestiegene Rinderpreise für ein Ansteigen heimischer Viehexporte nach Deutschland.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts galt die Eisenbahn als treibende Kraft und Symbol des Industriezeitalters und entwickelte sich zum Sinnbild für die Internationalisierung des Reise- und Handelsverkehrs. Der Landwirtschaft erschlossen sich durch die Eisenbahn neue Vertriebsmöglichkeiten, da mit dem Ausbau des Bahnnetzes entferntere Märkte erreicht werden konnten. Angesichts der einsetzenden „Globalisierung“ des Marktes befürchteten heimische Landwirte, dem Import billiger ausländischer Agrarprodukte nicht standhalten zu können. Die Verlagerung des Warenverkehrs von der Straße auf die Schiene gab auch den Fuhrwerkern Anlass zur Klage. Als 1865 die Baupläne der Bahnlinie durch das damals österreichische



Kanaltal bekannt wurden, fasste ein Zeitungsschreiber die Sorgen der dortigen Bevölkerung folgendermaßen zusammen:

„Das Volk ist überhaupt nicht glücklich, weil es sich von der eisernen Straße keinen Nutzen verspricht, sondern Schaden am Feld und am Verdienst.“ (*Slovenec*, 5. Juli 1865)

Andererseits sicherte der Eisenbahnbau dem beschäftigungslosen Landproletariat ein vorübergehendes Einkommen und den Grundeigentümern einen willkommenen Zusatzverdienst: Beim Bau der Karawankenbahn waren die Arbeiter laut einem Bericht des k. k. Gewerbeinspektors aus dem Jahre 1901 sogar in „Heuschuppen und Schutzställen auf den Alpenviehweiden“ untergebracht.

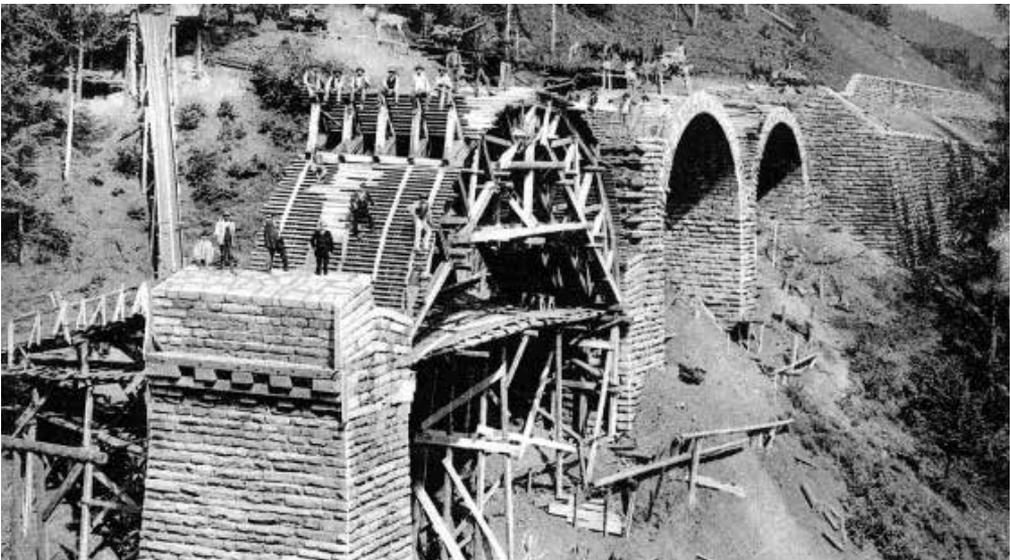
Der Kärntner Almwirtschaftsverein kritisierte 1911 die Vorgehensweise der Nachbarschaft Stappitz, die anlässlich des Baues der Tauernbahn Bruch- und Quadersteine an die Bauunternehmung verkaufte und es dabei verabsäumte, die Weiden von den Rückständen der an Ort und Stelle durchgeführten Steinmetzarbeiten entsprechend säubern zu lassen.

Bau der Tauernbahn, 1906.

Die Eisenbahn sollte Kärntens Alpentäler endgültig dem Fremdenverkehr erschließen, der Alpenverein versprach sich dadurch wesentliche Impulse für den Alpentourismus:

„Dereinst, wenn die längst erhoffte Tauernbahn endlich hergestellt sein wird, werden auch diese Berge so besucht sein, wie heute das Stubai. Hunderte werden alljährlich die stolzen Zinnen erklettern und sich an ihrer Pracht erfreuen.“

Dementsprechend rasch fand die neue Bahnverbindung Niederschlag in Reiseführern und Tourenbeschreibungen, inklusive detaillierter Angaben über die Mindesttarife ortskundiger Bergführer. In ihrer Feberausgabe von 1911 wünschte sich die Redaktion der *Alp-*



wirtschaftlichen Mitteilungen, dass der „regere Reiseverkehr“ auch den Landwirten zugutekommen möge.

Um die empfindliche Abnahme an italienischem Weidevieh in den Karnischen Alpen seit der Abtrennung Venetiens von Österreich im Jahre 1866 auszugleichen, wollte Cosmas Schütz, Wanderlehrer und Sekretär der Kärntner Landwirtschaftsgesellschaft, bereits 1876 auf die neueste Errungenschaft des Industriezeitalters zurückgreifen. Mit der Eisenbahn sollten Rinderherden von Unterkärnten nach Oberdrauburg transportiert werden, von wo aus die näher gelegenen Almen der Karnischen Region in vier bis sechs Wegstunden zu erreichen gewesen wären.

Kurzum, die verkehrstechnische Revolution seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert hatte tief greifende Auswirkungen auf Kärntens Landwirtschaft. Letztendlich brachte sie die Weltwirtschaft bzw. den Weltmarkt hervor. Damit war auch Kärntens Landwirtschaft der zunehmenden Konkurrenz anderer Länder ausgesetzt. Schon früh erkannte Cosmas Schütz, dass die Entwicklung des Transportwesens „uns ausgedehnte Ländereien näher gerückt hat, welche mit den Produkten ihres jungfräulichen Bodens (Nordamerika und Russland) die Märkte beherrschen“. Vom einsetzenden Preiskampf waren insbesondere die heimischen Getreidebauern betroffen, die mit der billigen Importware nicht mithalten konnten. Die Agrarexperten empfahlen deshalb die rechtzeitige Umstellung auf die Viehzucht. Vorrangiges Ziel für eine ertragreichere Viehwirtschaft war dabei die Schaffung ausreichender Futterflächen. Zugleich sollten die Bauern zur genossenschaftlichen Milchverarbeitung animiert werden. Der Initiator der ersten Kärntner Molkereigenossenschaft in Feistritz/Gail, Vinzenz Schumy, missbilligte 1908 die „Rückständigkeit“ der Bauern, die sich ein Beispiel an den hundert Molkereien und Sennereien in Tirol nehmen sollten. Nicht selten scheiterten die seitens der Agrarpolitiker unternommenen Anstrengungen zur Produktivitätsintensivierung an der Kleinstrukturiertheit der primär auf Selbstversorgung ausgerichteten Betriebe. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts propagierte Cosmas Schütz ein heute häufig strapaziertes Prinzip, wonach die Landwirtschaft ein auf gesundem Menschenverstand beruhendes Gewerbe kaufmännischer Natur sei. Seine diesbezüglichen Ansichten riefen den heftigen Widerspruch der Traditionalisten hervor, die durch eine rein betriebswirtschaftliche Hofführung den Fortbestand altbäuerlichen Lebens gefährdet sahen.

Die vor hundert Jahren aufgenommenen Schlagworte wie technische Revolution, kapitalistische Weltwirtschaft, kostendeckende Agrarpreise, Rentabilitätsverbesserung, ökonomische Betriebsführung, Landflucht, Alpentourismus, Viehseuchen haben bis heute nichts an Aktualität eingebüßt. Sie markieren den Beginn einer Entwicklung, die die bäuerliche Gesellschaft, verzögert durch die beiden Weltkriege, nachhaltig veränderte.

Anfänge der Almwirtschaftsförderung

1764 wurde in Kärnten die erste Ackerbaugesellschaft Österreichs ins Leben gerufen. Die praktische Tätigkeit dieser Gesellschaft umfasste Studienreisen ins Ausland, die Einrichtung landwirtschaftlicher Versuchsgüter und die Anregung von Untersuchungen durch Vergabe von Preisen und Prämien.

1768 konfrontierte die Ackerbaugesellschaft das Fachpublikum mit der Preisfrage, ob die Stallfütterung der Weidehaltung vorzuziehen sei. Den ersten Preis errang der Agrarfachmann Pfarrer Johann Friedrich Mayer aus Baden Württemberg, dessen Ansichten in krassem Gegensatz zu späteren Erkenntnissen standen. Seiner Auffassung nach sollte das Vieh ständig im Stall gehalten werden, da es dort vor „allen Unbilden der Witterung, sei es Hitze oder Kälte“ bewahrt bliebe und das Futter „ohne Ermüdung genießen“ könne. Seiner Ansicht nach beeinträchtigten „heftige Bewegungen“ auf der Weide die Milchqualität der Kühe. Mayer schlussfolgerte daraus, dass die Weide der Gesundheit des Viehes schade und deshalb zu vermeiden sei: „Die Weide, mag seyn, von welcher Art sie will, ist allemal der Gesundheit des Viehes gefährlich und schädlich.“

Hinter den zahllosen Aktivitäten verbarg sich auch das Bemühen, der aufgrund des Bevölkerungswachstums hervorgerufenen Nahrungsnachfrage Herr zu werden (z. B. durch die Propagierung des Kartoffelanbaus). Trotz aller Anstrengungen um eine Intensivierung und Verbesserung der Landwirtschaft blieb die Ackerbaugesellschaft relativ erfolglos. 1830 wurde sie in die „K. k. Gesellschaft zur Beförderung der Landwirtschaft und Industrie in Kärnten“ umgewandelt. Zum Teil lag dies darin begründet, dass ihre führenden Mitglieder sowohl Fabrikanten als auch Gutsbesitzer waren.

Die Mitarbeiter der Landwirtschaftsgesellschaft rekrutierten sich hauptsächlich aus dem Landadel, Gelehrten, Geistlichen und höheren Beamten. Die Verbesserung der Viehwirtschaft (Züchtung leistungsfähigerer Rassen), die Einführung neuer Düngungsmethoden, ertragreicherer Getreidesorten und moderner Landmaschinen sollte die Produktivität der Landwirtschaft anheben. Die Masse der Bauern konnte sich aber die Umstellung auf ergiebigere Feldfrüchte, bessere Viehrassen und die Anschaffung neuer landwirtschaftlicher Geräte finanziell nicht leisten. Die Bauern hatten nämlich nach ihrer „Befreiung“ von der grundherrschaftlichen Abhängigkeit im Jahre 1848 noch das Kapital für die Grundentlastung aufzubringen. Die Ablösesumme von Grundbelastungen wurde für jeden einzelnen Bauern mittels eines komplizierten Verfahrens errechnet: Zuerst wurden alle Arbeits- und Naturalleistungen (Robot und Zehent), die der Bauer im Laufe eines Jahres an seinen Grundherrschaften zu erbringen hatte, in einen Geldbetrag umgerechnet. Hinzu kam der Grundzins, der ohnehin eine Geldabgabe war. Von diesem Gesamtbetrag wurde ein Drittel zu Lasten des Grundherrn abgezogen. Von den verbleibenden zwei Dritteln hatte der Bauer nur die Hälfte zu bezahlen, für den Rest kam der Staat auf. Der Bauer hatte also, theoretisch, nur ein Drittel der gesamten Ablösesumme zu bezahlen. Die Übernahme dieses einen, hypothetischen Drittels durch das Land war hingegen bloße Theorie. Denn der Staat musste die Mehrbelastung des Budgets durch einen Aufschlag auf die direkten Steuern, die zum Großteil aus der (bäuerlichen) Grundsteuer bestanden, wie-

der hereinbringen. So hatte die Grundentlastung den Bauern wohl eine politische und soziale Besserstellung gebracht, aber kaum Verbesserungen hinsichtlich ihrer ökonomischen Situation.



1869 stellte das österreichische Ackerbauministerium der Kärntner Landwirtschafts-Gesellschaft 1.000 Gulden zur Hebung der heimischen Almwirtschaft in Aussicht und markierte damit den Beginn der staatlichen Almwirtschaftsförderung. Das Ergebnis einer ersten Bestandsaufnahme über den Zustand der Kärntner Almen, erhoben per Rundschreiben an die Gauvorstände, bot ein insgesamt unerfreuliches Bild (schlechte Bewirtschaftung, mangelhafte Molkereiprodukte). Anstelle einer finanziellen Prämierung gut geführter Almen entschied man sich, die Subvention in ein umfangreiches Forschungsprojekt zur Kärntner Almwirtschaft einfließen zu lassen. Zu diesem Zweck wurde innerhalb der Kärntner Landwirtschafts-Gesellschaft eigens eine Sektion für Almwirtschaft eingerichtet, zu deren Obmann August von Scheidlin bestellt wurde.

1873 gab die Kärntner Landwirtschafts-Gesellschaft den ersten Teil des ehrgeizigen Unterfangens unter dem Titel „Die Alpenwirtschaft in Kärnten“ heraus, in welchem die geographischen, geologischen, klimatischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Kärntner Alm-

In vielen Bergbauernregionen Kärntens dominierte bis in das 20. Jahrhundert die Subsistenzwirtschaft.

gebiete beschrieben wurden. In den darauffolgenden Ausgaben wurden jeweils detaillierte Untersuchungsergebnisse zu bestimmten Almregionen Kärntens veröffentlicht. Diese almstatistischen Erhebungen erfolgten über einen Zeitraum von über 25 Jahren. Neben Scheidlin war insbesondere der Sekretär der Landwirtschaftsgesellschaft und landwirtschaftliche Wanderlehrer Cosmas Schütz federführend an den Arbeiten beteiligt.

Die almwirtschaftliche Pionierarbeit bot erstmals einen Überblick über Zahl und Zustand der Almen, deren Eigentumsverhältnisse und regionale Besonderheiten und sammelte Informationen zu Viehauftrieb, Almpersonal, Almprodukten und Bewirtschaftungsformen. Das Interesse der Autoren galt dem richtigen Einsatz von Düngemitteln, dem Anlegen von Almwegen, der Errichtung funktionaler Almhütten und Stallgebäude sowie der Schonung alpiner Wälder. Scheidlin selbst bewirtschaftete die Preßner Alm, über deren Betriebsresultate er genauestens Buch führte: Zwischen 1870 und 1878 gelang es ihm, die Milchleistung pro Kuh und Tag von 3,24 Liter auf 4,51 Liter zu steigern.

Weil sie kaum für den Markt produzierten, war die Selbstversorgerwirtschaft der Kärntner Bauern ziemlich immun gegenüber Preisschwankungen landwirtschaftlicher Produkte. Sie waren aber anfällig für alles, was mit Geld zu bezahlen war. Bargeld war immer knapp und so stellte die Bezahlung von Grundentlastung und Steuern die Bauern vor große Probleme. Vom Ausbau des Eisenbahnnetzes, der Verdichtung des Handelsverkehrs und der allmählichen Industrialisierung des Landes war auch die bäuerliche Naturalwirtschaft betroffen. Umso mehr mussten die Bauern darauf bedacht sein, aus dem Verkauf von Getreide, Vieh oder Molkereiprodukten zusätzliche Geldeinnahmequellen zu erschließen.

1891 berichtete Bezirkshauptmann Hermann über die negativen Folgen dieser Entwicklung für die Almwirtschaft des Mölltales:

„Bei den hohen Preisen des Rindviehes und dem leichten Absatz desselben sucht jeder Insasse den Viehstand auf's Höchste zu treiben. Die Besitzungen im Thale haben wenig Wiesen. Der Bauer sucht demnach sein Vieh mit dem Heu der Alpenwiesen über den Winter hinaus zu bringen, im Notfalle greift er zu Fichtenzweigen als Futter und kaum hat der Schnee die Höhen verlassen, wird das Vieh in die Alpenweiden bis zum beginnenden Schnee getrieben. Die zu leben beginnenden Pflänzchen werden bis auf die Wurzel abgebissen, daher im Wachstum gehindert und das Vieh findet

Dem Wiener Börsenkrach von 1873 folgte eine lang andauernde Depression, an deren Langzeitfolgen besonders die landwirtschaftlichen Betriebe zu leiden hatten.

Ab den 1880er-Jahren machte sich die zunehmende Verschuldung der Bauern bemerkbar. Ein Problem lag in der Größenstruktur landwirtschaftlicher Besitze, die in erster Linie die Selbstversorgung der landwirtschaftlichen Bevölkerung sicherten. Dazu kam ein eklatanter Rückgang der landwirtschaftlichen Bevölkerung: machte deren Anteil an der Gesamtbevölkerung 1890 noch rund 64 % aus, so waren es 1910 nur mehr 51 %.

so wenig Nahrung, daß die ihm beigegebenen Leute in den für Rinder unzugänglichen Klüften das Futter für den Abend suchen müssen.“

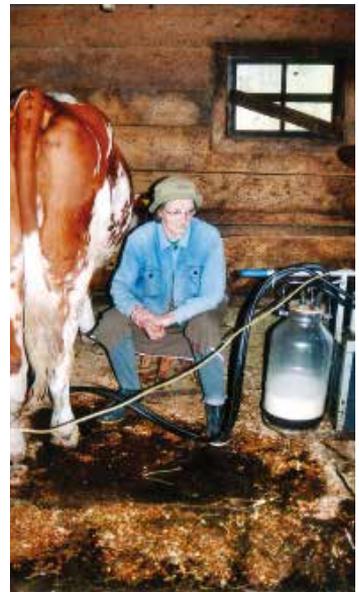
In seiner 1880 veröffentlichten „Geschichte des Mölltaler Rindviehschlages“ begrüßte Benno Martiny das Eisenbahnzeitalter und die dadurch gestiegenen Absatzmöglichkeiten heimischer Rinder. In naher Zukunft sah er entlang des Schienennetzes aber auch fabrikmäßige Molkereien entstehen, die Butter und konservierte Milch nach Triest liefern sollten. Martiny bedauerte, dass es zu wenig Großgrundbesitz zur eigenständigen Milchverarbeitung gebe, während es den Kleinbauern diesbezüglich an Sachkenntnis, Unternehmungsgeist und genossenschaftlichem Denken fehle. Angesichts sinkender Getreidepreise und des steigenden Fleisch- und Milchkonsums der Industriearbeiterschaft plädierte er für eine Intensivierung der Viehzucht.

„So haben sich die Zeiten geändert. Eisenbahnen und Dampfschiffe führen, von Telegraf und Weltpostverkehr unterstützt und von einem in Börsen, Banken, Rechtspflege, Zahlungsmitteln, in Hafenanlagen, Reederei und Nautik hoch entwickelten Handel weise benützt, der alten Welt aus fernen wohlfeil producierenden neuen Kultur-Ländern jährlich wachsende Massen von Getreide zu, welche dessen Preis ständig herabdrücken. Mit der gehobenen Volksbildung sind hier auch die niederen Klassen, die Ansprüche an das Leben, besonders in Betreff Ernährung gestiegen. Fleisch und Molkereierzeugnisse, sonst für die Mehrzahl nur Festtagsgenüsse, sind allgemein zu Gegenständen des täglichen Bedarfes geworden und erscheinen daher, obschon ebenfalls bereits von überseeischer Konkurrenz gedrückt, als die einzig lohnenden oder in der gegenwärtigen Zeit allgemeiner Krisis die Landwirtschaft wenigstens über Wasser haltenden Erzeugnisse. Die Viehzucht, früher das viel verschriene notwendige Übel der Landwirtschaft, ist jetzt zum Zielpunkte des allgemeinen landwirtschaftlichen Ringens geworden.“

In gezielten Maßnahmen zur Intensivierung der Almwirtschaft sah das k. k. Ackerbauministerium eine Möglichkeit den landesweiten Viehbestand zu vermehren. Mit dem 1908 in Kärnten erlassenen Gesetz zum Schutz und zur Förderung der Almwirtschaft wurde die Basis einer koordinierten Almwirtschaftsförderung geschaffen. 1907 hatte das k. k. Ackerbauministerium die Kärntner Almwirtschaft mit 40.000 Kronen unterstützt.

Benno Martiny lehrte als Professor für Milchwirtschaft in Berlin und war kurze Zeit Besitzer des Litzlhofes (1874–1880). Er setzte sich vehement für den Einsatz von Melkmaschinen ein, die aber vor der Elektrifizierung landwirtschaftlicher Betriebe eher eine Erschwernis als eine Erleichterung waren. Solange der Antrieb über Pferddegöpel oder Dampfmaschinen erfolgte und solange die elektrischen Melkmaschinen 75 kg und mehr wogen, erfolgte deren Anschaffung kaum aus arbeitsökonomischen Gründen, sondern eher aus Technikbegeisterung und Fortschrittsfreude.

Melkmaschine auf der Dyonis Alm im Mölltal, 2005.



Agrarfachmann Rudolf Thalmayer untermauerte im selben Jahr die Notwendigkeit einer staatlichen Almwirtschaftsförderung:

„Da die meist stark verschuldeten Landwirte unter den gegenwärtigen traurigen wirtschaftlichen Verhältnissen nicht einmal die Mittel zu dringend notwendigen Verbesserungen ihrer Talwirtschaften aufbringen können, so wäre die Durchführung der technischen Meliorationen (Verbesserungen) auf den Almen nur mit Hilfe des Staates und Landes möglich. Die fachgemäße und zweckentsprechende Durchführung der technischen Meliorationen auf den Alpen erfordert aber Kenntnisse, über welche die Landwirte und Alpbesitzer nicht verfügen.“

Die organisatorische und fachliche Durchführung von Almverbesserungen erfolgte einmal mehr unter staatsbürokratischem Einfluss, damit „nicht das verwerfliche Prinzip des Dilettantismus platzgreifen“ konnte. Die Gewährung von Förderbeiträgen war an die fachgerechte Ausführung almwirtschaftlicher Verbesserungen gebunden, z. B. an technische Verbesserungen (Hütten, Ställe, Wege, Zäune Wasserleitungen etc.), Bearbeitungen der Almflächen (Düngung, Säuberung, Rodung etc.), Neueinrichtungen des Betriebes (Sennerei), die Einführung genossenschaftlicher Betriebe, die Erstellung von Wirtschaftsplänen u. ä. m.

Stallbau auf der Jörglalm, um 1908.



Die Beratung und Kontrolle der ausgeführten Arbeiten oblag einem eigens dafür eingerichteten Organ, dem Alminspektor, „dessen Aufgabe es ist, die der Regulierung unterzogenen Alpen- und Weidegebiete in gewissen Zeitabschnitten zu besichtigen, die Einhaltung der Bestimmung der Regulierungspläne und die Erhaltung der gemeinsamen Anlagen sowie die ausgeführten Meliorationen auf allen Alpen zu prüfen, den Beteiligten belehrend an die Hand zu gehen, nach Bedarf die in der Ausführung befindlichen Alpmeliorationen zu überwachen und über die gemachten Wahrnehmungen Bericht zu erstatten. Neben diesen regelmäßigen Aufgaben hat der Alpinspektor als Sachverständiger in allen alpwirtschaftlichen Fragen zu fungieren und außerdem als Wanderlehrer über rationelle Alpwirtschaft, Ausführung von Alpverbesserungen, Viehhaltung, Molkerei, Käseerei und alpinen Futterbau Vorträge zu halten. Der Alpinspektor hat auch als Fachlehrer an einer landwirtschaftlichen Winterschule zu wirken.“

Das Ackerbauministerium wies ausdrücklich darauf hin, dass die Aufgabe des Alminspektors nicht „im polizeilichen Geiste“, sondern vom „Gesichtspunkte der Belehrung und Förderung“ her aufgefasst werden müsse. Das Amt des ersten Kärntner Alminspektors bekleidete von 1906 bis 1910 Karl Pulfer, Direktor der Landwirtschaftsschule Litzlhof.

1909 – Gründung des Kärntner Almwirtschaftsvereines

Am 7. September 1909 wurde der Kärntner Almwirtschaftsverein in Spittal/Drau gegründet. Die Gründungsversammlung fand am Vorabend der dort stattfindenden Landwirtschaftsausstellung statt, wodurch sich die Initiatoren eine rege Teilnahme der angereisten Viehzüchter und Almbauern erhofften. Bei ihrer Zusammenkunft unterstrichen die Referenten die Wichtigkeit der Almwirtschaft für die angestrebte Aufstockung heimischer Viehbestände, „da der Fleischversorgung der Konsumenten eine große, allgemeine volkswirtschaftliche Bedeutung zuerkannt werden muß“.

Die Veranstalter glaubten den Zeitpunkt in zweierlei Hinsicht gut gewählt zu haben: Einerseits rechneten sie wegen der gleichzeitig abgehaltenen Landwirtschaftsschau mit einem regen Besuch, ande-

erseits dachten sie, dass der schlechte Sommer die Bauern in Bezug auf eine ordentliche Almbewirtschaftung sensibilisiert hatte.

„Die Alpwirte Kärntens haben einen schlimmen Sommer hinter sich und jedermann wird sich nur mit gemischten Gefühlen der kalten, rauhen Witterung, der häufigen Schneefälle, des Weidefutmangels und des abgemagerten Alpweideviehes erinnern – alles Umstände, die auf schlecht gepflegten, vernachlässigten Weiden doppelt stark zum Ausdruck kommen. Die an der Ausstellung in Spittal sich beteiligenden Landwirte könnten hierüber ein Extralied singen. Wieviel Kraftfutter mußte auf die Alpen transportiert werden, welches Maß von Mühe, Arbeit und Unkosten war notwendig, um die Ausstellungstiere in halbwegs guter Kondition zu erhalten? Wir kennen alle die Zustände unserer Alpwirtschaft: Vernachlässigte, mit Unkraut verwachsene, magere Weideböden, mangelnde Alpgebäude; mancherorts ist kein Notheu für die schweren Zeiten der Schneefälle vorhanden; überall findet man schlechte, in den seltensten Fällen fahrbare Wege. Der Sommer 1909 zeigte wieder mit vollster Deutlichkeit, wie abhängig der Kärntner Bauer von seiner Alpe ist.“ (*Alpwirtschaftliche Mitteilungen*, 1911)

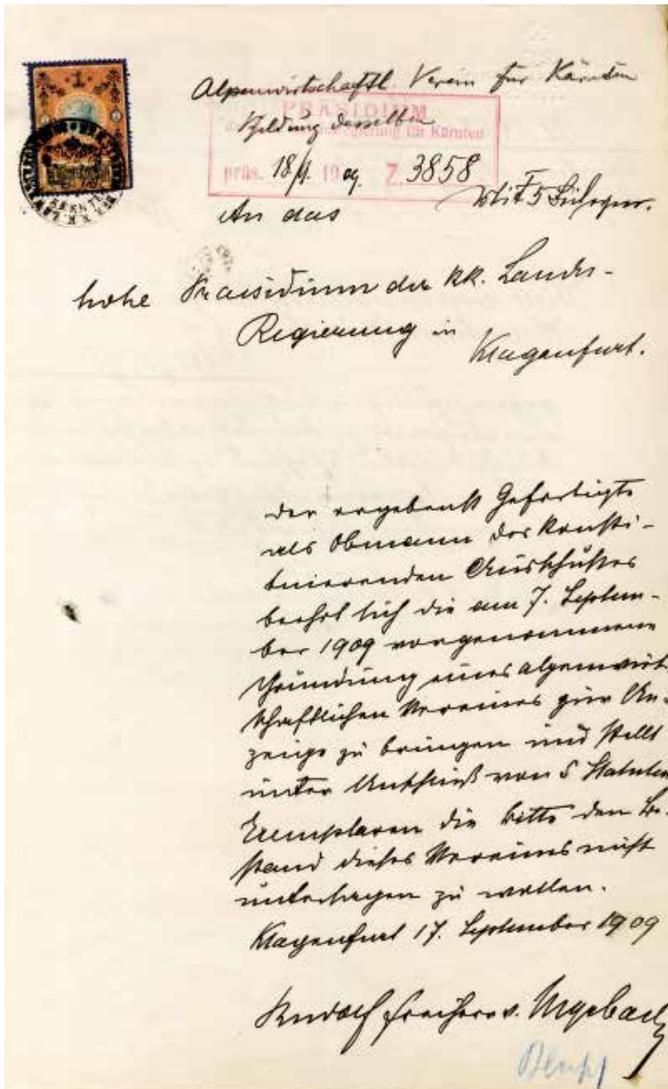
Der zum ersten Obmann des Kärntner Almwirtschaftsvereines gewählte k. k. Landesregierungsrat Freiherr von Myrbach begründete die Notwendigkeit eines derartigen Vereines folgendermaßen:

„Die ganze Bewegung zur Verbesserung der Almen würde eine Treibhauspflanze bleiben, wenn sie nur von behördlichen Organen unter dem warmen Sprühregen staatlicher und landschaftlicher Subventionen betrieben würde. Die Liebe und die Fürsorge für die Alpen ist ein Gedanke, der ins Volk verpflanzt werden muß, und wenn er durch Züchter und Alpwirt freundlich aufgenommen, gestärkt und in Anwendung übertragen wird, dann werden die Alpverbesserungen erst volkstümlich werden und reiche Früchte tragen.“

Um den gewünschten Erfolg zur Hebung der Viehzucht zu erreichen, sollte die von Regierungsräten, Gelehrten, Gastwirten und Großgrundbesitzern getragene Initiative zur Pflege der Almwirtschaft in das Bewusstsein der Bauern getragen werden. Laut Statuten oblag dem Verein die umfassende Förderung der Almwirtschaft:

„Diese Förderung erfolgt durch Belehrungen und Beratungen, wie durch gemeinschaftliche Alpenwanderungen und Abhaltung von Wanderversammlungen, weiters durch Veröffentlichung und Verbreitung von alpenwirtschaftlich interessanten Erfahrungen und

Abhandlungen und durch die Anlage einer alpenwirtschaftlichen Bücherei mit der Sammlung historisch wichtiger Schriften aus der älteren Zeit der Kärntner Alpenbewirtschaftung, sowie schließlich durch Vertretung der allgemeinen Interessen der Alpenbesitzer bei den maßgeblichen Behörden.“



Obmann Rudolf Freiherr von Myrbach gibt dem Präsidium der k. k. Landesregierung die Gründung des „Alpenwirtschaftlichen Vereines für Kärnten“ bekannt, 17. September 1909.

Warum in den Vereinsstatuten anstelle der in Kärnten üblichen Bezeichnung „Alm“ die alemannische Form „Alpe“ zur Anwendung kam, lag wahrscheinlich daran, dass der damalige Alminspektor, Karl Pulfer, aus der Schweiz kam und ein maßgeblicher Initiator des Kärntner Almwirtschaftsvereines, Wanderlehrer Vinzenz Schumy, in der Schweiz studiert hatte.

Die Zahl der Mitglieder stieg von 92 im Gründungsjahr auf 282 im Mai 1910, im Jahre 1911 waren es bereits 572. Anlässlich der 1911 abgehaltenen Generalversammlung wurde die gemeinsame Herausgabe der Vereinszeitschrift mit dem „Salzburger alpenwirtschaftlichen Verein“ beschlossen. Das almwirtschaftliche Mitteilungsblatt publizierte eine Fülle von Fachartikeln und Anregungen zur rationalen Almbewirtschaftung. 1911 erschien in der nunmehr gemeinsam herausgegebenen Zeitschrift *Alpwirtschaftliche Mitteilungen* der Tätigkeitsbericht des Kärntner Alminspektors Alfred Adamina über das Jahr 1910 (Adamina hatte Karl Pulfer im selben Jahr als Alminspektor abgelöst), für den er knapp 80 Almen abgegangen war und diese hinsichtlich ihres Zustandes bzw. vorgenommener Almverbesserungen überprüft hatte.

Besonderes Gewicht wurde der Abhaltung von Almwanderkursen beigemessen, bei denen sich den Almbauern die Gelegenheit bot, andere Almwirtschaften kennenzulernen und untereinander Erfahrungen auszutauschen. Der erste Almwanderkurs wurde bereits vor der Vereinsgründung im Jahre 1905 im Plöckengebiet abgehalten. Im Gegensatz zu den heutigen, eintägigen Almwandertagen waren damalige Almwanderkurse mehrtägig konzipiert.

Der 1911 in den *Alpwirtschaftlichen Mitteilungen* angekündigte Almwanderkurs im Bezirk Millstatt umfasste folgende Programmpunkte:

„24. Juli: Ankunft in Spittal 5 Uhr 10 Min. nachmittags, sodann nach Seebrücke 5 Uhr 40 Min., ab Seebrücke mit Dampfer 6 Uhr 55 Min. nach Millstatt, Ankunft 7 Uhr 25 Min., Nächtigung in Millstatt.

25. Juli: Aufbruch 7 Uhr früh. Fußwanderung von Millstatt über Obermillstatt über den neuen Auftriebsweg auf die Grubenochsenalpe und auf die Obermillstätteralpe, dann über das Kreuz zum Magnesitwerke. Nächtigung im Magnesitwerke oder in Radenthein.

26. Juli: Aufbruch 6 Uhr früh. Vom Nächtigungsorte durch den Kaningergraben auf die Kaninger Wolitzenalpe zum Ochsenstande über den neu angelegten Auftriebsweg, sodann herab über die

Schwarzwand zum Kühboden nach Radenthein. Wagenfahrt nach Feld am See. Abends Besprechungen. Nächtigung in Feld.

27. Juli: Aufbruch um 7 Uhr früh. Von Feld am See über die Klambergeralpe und die Feldbahnalpe auf den Wöllanernock. Von hier Abstieg über die Tassacheralpe über Durrach, Ober- und Unterwöllan nach Afritz. Besprechung. Nächtigung in Afritz.

28. Juli: Fahrt von Afritz über Treffen (Besichtigung der Wirtschaft der Gräfin Latour) nach St. Ruprecht und Villach – Auflösung des Alpenwanderkurses.“



Außer den Almwanderkursen wurden seitens der Mitglieder Studienreisen unternommen (z. B. ins Allgäu, in die Schweiz oder nach Vorarlberg) und seit dem Jahre 1907 fanden regelmäßig praxisbezogene Almwirtschaftskurse statt. Anfangs traf man sich zu diesen almwirtschaftlichen Bildungskursen auf verschiedenen Almen, später dann ausschließlich auf der dem Schulgut Litzlhof gehörigen Hofalm, wo 1909 die für den Kursbetrieb notwendigen Gebäude errichtet wurden.

1910 konnte bereits der erste Almwirtschaftskurs auf der Litzlhofalm abgehalten werden, was Alminspektor Adamina freudig mit folgenden Worten kommentierte:

„Von großem Vorteile ist es, daß die Alpwirtschaftskurse nun auf einer dem Lande gehörenden Alpe abgehalten werden können, weil der Kursleiter in der Anordnung der Arbeiten nicht an die Zustimmung eines Alpbesitzers gebunden ist.“

Vertreter des Kärntner Almwirtschaftsvereines treffen ihre Kollegen aus Tirol, Falkert, 1908.



Die Litzlhofalm vor dem
Umbau, um 1908.

Der praktische Teil des Schulunterrichts umfasste: Beaufsichtigung des Viehs auf der Weide, Viehpflege im Stall, Melken, Düngung, Anreiben der auf der Weide gefallenen Kuhfladen, Rodung von Gestrüpp, Besamung der gerodeten Flächen, Errichtung eines Stacheldrahtzaunes, Zentrifugieren, Buttern und Käsen.

Heute wird den Schülern der Landwirtschaftlichen Fachschule Litzlhof auf der Litzlhofalm praktisches Wissen über die Almbewirtschaftung vermittelt. Auf der Alm weiden im Sommer rund 80 Stück Rinder (inkl. Milchkühe) und die anfallende Milch wird zu Butter und Käse verarbeitet. Bei ganztägigen Almeinsätzen werden die Schüler aller Jahrgänge auf diverse Almarbeiten vorbereitet (Schwenden, Zäunen, Weidepflege, Wegerhaltung, Tierpflege, Milchverarbeitung etc.). Der einwöchige Almwirtschafts-Spezialkurs widmet sich aktuellen Themen wie Almvitalisierung oder der Feststellung von Almfutterflächen, daneben werden praktische Arbeiten durchgeführt, wie die richtige Almkoppelung oder die Herstellung von Wasser- und Salztrögen. Wichtiger Bestandteil der mehrtägigen Kurse ist das Übernachten mit Selbstversorgung auf der Alm.

Darüber hinaus organisierte der Kärntner Almwirtschaftsverein gemeinsam mit der Landwirtschaftskammer mehrtägige Weiterbildungskurse für Almbauern und Almpersonal, die derart regen Zuspruch fanden, dass zum Teil zusätzliche Kurstermine angeboten werden mussten. In Kooperation mit dem Kärntner Almwirtschaftsverein werden almwirtschaftliche Praxisversuche durchgeführt (Reduktion von Almampfer, Düngeversuche, Brandrodung etc.). Daneben findet auf der Litzlhofalm das Projekt *Schule auf der Alm* statt. Den jungen Kursteilnehmern werden dabei ökologische Zusammenhänge, die Lebensqualität der Almen bzw. die Arbeit auf der Alm von fachkundigem Personal nähergebracht.

Erster Weltkrieg

1914 zählte der Kärntner Almwirtschaftsverein 833 Mitglieder. Inmitten des 11. Almwanderkurses im Flattnitzgebiet, vom 25. bis 26. Juli 1914, traf die Nachricht von der Teilmobilmachung Österreich-Ungarns ein. Der Erste Weltkrieg war ausgebrochen.

Ein wenig dem allgemeinen Kriegstaumel erlegen, berichtete der damalige Alminspektor Josef Pacher über die Ereignisse:

„Am Sonntag, den 26. Juli, hätten wir planmäßig über den Speikkofel auf die Turracherhöhe wandern sollen; hier sollten wir mit dem von Stadl an der Mur heraufkommenden steirischen Alpwanderkurs gemeinsam einen Abend verbringen. Strömender Regen hinderte uns jedoch morgens aufzubrechen. Zehn Uhr war es, als wir vom Tal herauf die kurze telephonische Mitteilung bekamen: ‚Teilweise Mobilisierung anbefohlen.‘ Ungesäumt verabschiedeten sich mit herzlichen Worten jene, denen der Mobilisierungsbefehl galt. Das Vaterland hatte gerufen! Wir wußten: ‚Der alte Urstand der Natur kehrte wieder.‘“

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges brachte eine verstärkte Nachfrage nach Agrarprodukten mit sich. Anfangs erhielten Kärntens Bauern beim Verkauf ihres Viehs an die Armee höhere Preise als sonst wo in Österreich. Mit der monatlichen Lieferung von 5.000 Schlachtrindern an die Kärntner Viehverwertungsgesellschaft erzielten vor allem große Bauern und Großgrundbesitzer erhebliche Umsätze. Dabei übersahen sie, dass sie mit dem beinahe hemmungslosen Verkauf auch ihre Zuchtreserven für die Zukunft dezimierten. Im großen Dürrejahr 1917 waren die Viehhalter zum Notverkauf von 62.000 Schlachtrindern gezwungen, wodurch der Kärntner Viehbestand für Jahre reduziert wurde.

Für den Gebirgskrieg produzierten die Militärwerkstätten in Klagenfurt Schneereifen und Ski, um 1916.



Mit der Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn im Mai 1915 waren auch die Karnischen Alpen plötzlich zum Kampfgebiet geworden. Während der Dauer des Krieges war die Bewirtschaftung der Karnischen Almen verboten, das Vieh aus dem Gail- und Lesachtal wurde zum Teil ins Kärntner Hinterland gebracht. Die Volksschulchronik Kreuth berichtete über die Flucht aus dem Gailtal: „Nun fliehen manche mit ihrem Vieh teils nach Salzburg, teils ins Lavant- und Rosental.“

Der Klerus entwickelte sich zum verlässlichen Verbündeten der österreichischen Kriegspropaganda, indem er durch Kriegspredigten, Spendenaufrufe und Toten- bzw. Heldenehrungen das Seine zur Hebung der allgemeinen Moral beitrug. Aufgrund der Einberufung vieler landwirtschaftlicher Arbeiter zum Kriegsdienst befreite das fürstbischöfliche Ordinariat in Kärnten seine „Pfarrkinder“ von der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten an Sonn- und Feiertagen, um die anstehenden Feldarbeiten verrichten zu können.

Niemand hatte mit einem derart langen Krieg gerechnet. Es gab keine Vorräte und keine Bewirtschaftungspläne. Die Versorgung mit Lebensmitteln und täglichen Bedarfsgütern wurde mit zunehmender Kriegsdauer zusehends zu einem Problem. Der Kärntner Almwirtschaftsverein rief die Kärntner Bauern zur Spende von Schafwolle auf, damit „fleißige Frauen- und Mädchenhände für unsere Soldaten die unentbehrliche Wollunterkleidung anfertigen können“, er informierte die Viehhalter über das Verbot des Verfütterns von Getreide und warnte die Hinterbliebenen der im Krieg Gefallenen vor Angstverkäufen an Händler und „Güterschlächter“. Selbst das Saatgut war im Schwinden begriffen, da die heimische Landwirtschaft selbst auf die Einfuhr von Grassamen angewiesen war. Alminspektor Josef Pacher vertrat diesbezüglich die Ansicht, dass die Landwirtschaft in Zukunft Vorsorge treffen müssen, um nicht am Ende noch den „Feinden für unser gutes Geld ihren Grassamen abzukaufen“.

Wenige Monate vor Kriegsende, im Juli 1918, begab sich Pacher ins damals noch österreichische Raccolanatal, um auf den dortigen Almen Ausschau nach geeigneten Grassamen zu halten. In seinem Bericht an die k. k. Landeskommission für agrarische Operationen äußerte er sich positiv über das geplante Unterfangen:

„Das im Raccolanatal überaus zahlreiche Auftreten von samentragenden Gräsern, die durch Abweiden nicht genutzt werden können und der Umstand, daß Grassamen heuer und in den kommenden Jahren sehr teuer oder überhaupt nicht erhältlich, für den Wiederaufbau unserer Alpen aber sehr notwendig sein werden, lassen es als sehr wünschenswert erscheinen, daß in jener Gegend Alpengrassamen gewonnen und nach Kärnten verbracht werden.“ Ausführliche Überlegungen stellte er zur Ernte von infrage kommenden Grassamen an:

„Die Gewinnung hätte durch manuelles Abstreifen der Grassamen von den Grashalmen zu erfolgen. Zum Sammeln zu verwenden

wären Frauen und Kinder aus den Ortschaften des Raccolanatales. Die Beistellung dieser Arbeitskräfte könnte von der militärischen Verwaltung der Gemeinde Raccolana aufgetragen werden, und zwar sollten etwa 8 bis 10 Personen für zwei bis drei Tage angefordert werden. Zur Arbeit mitzubringen wären die landesüblichen Tragkörbe und einige Grastücher und Schürzen. Arbeitszeit von 7 Uhr früh bis 6 Uhr abends mit zwei oder drei Pausen. Nasse Grassamen dürfen nicht abgestreift werden. Als Entlohnung wäre außer einer angemessenen Geldzahlung Polentamehl beizustellen, wobei für die angegebene Zahl von Arbeitskräften schon mit 25 Kilo das Auslangen gefunden werden könnte. Mehr zu geben dürfte untunlich sein, weil Polentamehl auch in Kärnten äußerst notwendig gebraucht wird.“

Die Gewinnung von Grassamen aus dem Raccolanatal scheiterte letztendlich am Mangel an Tragetüchern und Rucksäcken. Da wegen der Einberufung zum Militärdienst in der Landwirtschaft eklatanter Arbeitskräftemangel herrschte, wurden bei der Durchführung von größeren Bauvorhaben in erster Linie Kriegsgefangene eingesetzt. So waren etwa bei der Errichtung des Weges auf die Grafensteiner Alm und bei dortigen Meliorationsarbeiten 200 Kriegsgefangene im Einsatz.

Im Laufe des Krieges kam die Vereinsarbeit des Kärntner Almwirtschaftsvereines fast gänzlich zum Erliegen, die Mitgliederzahl war im Schwinden begriffen, die Vereinszeitschrift *Alpwirtschaftliche Mitteilungen* war bereits im zweiten Kriegsjahr eingestellt worden.

Weiter in die Krise

Durch die anfängliche Zwangsbewirtschaftung profitierte die Landwirtschaft in den ersten Nachkriegsjahren von der herrschenden Lebensmittelknappheit. Den Klein- und Mittelbauern gelang es aber kaum, die meist ohnehin nur bescheidenen Überschüsse für Verbesserungsmaßnahmen ihrer Betriebe zu verwenden. Zum größten Teil hatte die Inflation ihre Gewinne wieder zunichte gemacht. Die gigantische Inflation in den Anfangsjahren der Ersten Republik führte andererseits zu einer Entschuldung kleinerer Betriebe.

Unter diesen Vorzeichen kam es im November 1920 zum großen Almwirtschaftstag in Salzburg, wo der Grundstein für den Öster-

reichisch-Bayerischen Almwirtschaftsverein gelegt wurde (der offizielle Zusammenschluss erfolgte im Jänner 1922, zum Vereinsorgan wurde die in München erscheinende Halbmonatszeitschrift *Alm und Weide* bestimmt). Der Landesrat und Präsident des Landeskulturrates in Kärnten, Vinzenz Schumy, hielt dabei das Eröffnungsreferat. Der konservativen Ideologie des Bauerntums verhaftet, mythologisierte er das Landleben der Bauern, indem er den gesunden, bescheidenen Almbauern dem kranken, vermasst und in der Anonymität lebenden Städter gegenüberstellte. Schumy beschrieb dabei die bäuerliche Mentalität als bodenständig, traditionsverbunden, religiös und völkisch, verabsäumte es aber nicht, romantische Klischees von einer heilen Bergwelt zu verbreiten.

„Auf der Alm wohnt die Freiheit und die wahre Heimatliebe. Der Älpler ist bedürfnislos, er kennt nicht die Unzufriedenheit unserer in den Städten zusammengepferchten Menschheit. In der schönen Gottesnatur, auf den Höhen fühlt er sich glücklich und zufrieden. In diesen Empfindungen wurzelt ein Großteil unserer völkischen Kraft. Pflegen wir daher unsere Almwirtschaft, denn sie ist die Basis eines gesunden Volkstums und dieses Volkstum wird die Quelle der so notwendigen körperlichen und sittlichen Erstar-
kung unseres Volkes sein!“

Kärntens Alpinist Josef Aichinger hatte unmittelbar nach dem Krieg den karnischen Frontverlauf inspiert. Seine Eindrücke vermitteln ein eindrucksvolles Bild vom damaligen Zustand der Almen: „Von der zerstörten Naßfeldhütte stieg ich auf dem nun breit und bequem ausgebauten Wege zur Watschiger Alm hinan, die heuer zum ersten Male nach vier Kriegsjahren wieder bezogen wurde. Auf der oberen Valentin Alm fand ich nur Ruinen vor, hingegen bemerkte ich aus einer links in die Felswand eingebauten Kaverne Rauch aufsteigen. Ich fand einen jungen Halterbuben als Bewohner der Kaverne, der eben sein Mittagmahl, ‚Türkensterz‘ mit Milch, verzehrte und mir anvertraute, daß er 42 Stück Rindvieh unter seiner Obhut hätte.“

Tatsächlich aber war die Existenz vieler Bauern bedroht. Der kontinuierliche Niedergang der Landwirtschaft erreichte um 1930 seinen ersten Höhepunkt. Viele Bergbauernhöfe arbeiteten unrentabel und mit Verlusten. Sie gerieten in eine existenzielle Krise und überschuldeten sich. 1926 bezeichnete der Landeskulturrat die „Not der Gebirgsbauern als erschreckend“, da sie mit besonders ungünstigen Produktionsbedingungen zu kämpfen hatten.

Im Jahre 1924 wurde nach fast zehnjähriger Unterbrechung wieder ein Almwanderkurs abgehalten. Er führte die Teilnehmer auf die Gailtaler Almen im ehemaligen Kriegsgebiet.

Ende der 1920er-Jahre wurde ein umfangreiches, mit öffentlichen Geldern finanziertes Wiederaufbauprogramm eingeleitet. Anstelle der zerstörten Almgebäude traten teils moderne Gemeinschaftsställe und Sennereien. Die in den Gemeinschaftsställen gemolkene Milch sollte in großen Sennereien kollektiv verarbeitet werden. Ein System, auf das die Bauern, die bis dahin vornehmlich getrennte Milchwirtschaft betrieben bzw. die Käseerei vornehmlich italienischen Pächtern überlassen hatten, eher zögerlich eingingen. In einem



Im Rahmen des staatlichen Wiederaufbauprogrammes wird das Stallgebäude auf der Feistritzer Alm eingedeckt, 1928.

Fall war die gesamte Nachbarschaft gegen ein gemeinschaftliches Stallgebäude derart aufgebracht, dass sie es für einige Jahre zuna- gelte. 1927 kritisierte der Kärntner Landesalmrat die geringen Bei- tragsleistungen der Almbesitzer für die Wiederaufbauarbeiten. Nur wenige waren bereit Fuhrschichten oder Baumaterialien wie Holz und Kalk zur Verfügung zu stellen. Viele Gailtaler Bauern waren mit der Wiederaufbauaktion wegen der luxuriösen Ausführung der Bauten nicht zufrieden. Der Kärntner Almrat teilte deren Ansicht, indem er auf die einfachen und dennoch zweckmäßigen Gebäude auf den benachbarten italienischen Almen verwies.



Sennerinnen und Hirten auf der Rudnig Alm mit Gemein- schaftsstall, um 1930.

Almen über der Grenze

Mit dem Friedensvertrag von St. Germain, 1919, verlief die neue Staatsgrenze entlang des Hauptkammes der Karnischen Alpen. Allein von der Feistritzer Alm fielen 239 ha Almfläche auf italienisches Gebiet. Von der Grenzziehung betroffen waren weiters die Dreulach-Göriacher Alm, die Achomitzer Alm, die Egger Alm, die Poludnig Alm sowie die Tressdorfer Alm. Die Beweidung der grenzüberschreitenden Almen wurde durch mancherlei Verordnungen beeinträchtigt. Im Laufe der darauffolgenden Jahrzehnte kam es zu unterschiedlichen Regelungen, bis die Eigentümer der Überlandgrundstücke 1939 enteignet wurden. Erst 1973 trat ein bilateraler Staatsvertrag in Kraft, der den betroffenen Agrargemeinschaften Entschädigungszahlungen zusicherte. Derzeit pachten die sechs Agrargemeinschaften der Region Friaul-Julisch-Venetien über 1.000 ha Überlandflächen.

Mittlerweile schnellten die Versteigerungszahlen und Exekutionen bäuerlicher Betriebe in die Höhe. Im Jahre 1933 wurden 876 landwirtschaftliche Liegenschaften zwangsversteigert und bei 8.006 Höfen erfolgte eine Fahrnisversteigerung. Österreichweit waren die landwirtschaftlichen Verhältnisse in Kärnten am schlimmsten. 1938 waren in Kärnten 34 % der Agrarbetriebe mit einer Gesamtfläche von 172.856 ha von Versteigerungen bedroht.

Die steigenden Löhne der Dienstboten und Tagelöhner zwangen vor allem Betriebsinhaber begünstigter Flächen zur Mechanisierung ihrer Güter. Die hohen Anschaffungskosten sowie die ungünstige Lage machten aber für viele Bergbauernbetriebe in hochalpinen Lagen den Erwerb und Einsatz landwirtschaftlicher Geräte unmöglich. 1931 vertrat die Agrarbezirksbehörde Klagenfurt die Ansicht, dass das Anlegen eines Almbuches seine Dringlichkeit verloren habe, „nachdem der Weidebedarf infolge der zunehmenden Talweiden von Jahr zu Jahr zurückgeht und viele Almen wegen der fehlenden Nachfrage nur mehr mit der halben Stückzahl bestoßen werden“.

Die Probleme der Landwirtschaft in der Zwischenkriegszeit markierten den Anfang eines Weges, der nach dem Zweiten Weltkrieg in Riesenschritten zur Auflösung der Kärntner Agrargesellschaft führen sollte. Unterbrochen bzw. verzögert wurde die weitere Entwicklung durch die Agrarpolitik der Nationalsozialisten.

Nationalsozialismus

Über das Ende des Kärntner Almwirtschaftsvereines aufgrund der Annektion Österreichs durch das nationalsozialistische Deutschland schrieb Stephan Kulterer in der 50-Jahre-Festschrift des Vereines:

„Die letzte Vorstandssitzung des ‚alten‘ Kärntner Almwirtschaftsvereines am 28. November 1937 zeigte ein wenig erfreuliches Bild: das Interesse der Almwirte am Verein war wegen der allgemeinen Not in der Landwirtschaft auf dem Nullpunkt angelangt. Die Mitgliedsbeiträge blieben aus, dem Verein fehlten daher die Mittel, um positive Arbeit zu leisten. Es war nicht viel zu zerstören, als im nächsten Jahr – aufgrund der geänderten politischen Verhältnisse – die Tätigkeit des Vereines eingestellt wurde.“

Knapp ein Monat nach dem Einmarsch der Hitlertruppen in Österreich, am 14. April 1938, wurde ein Ansuchen des Österreichisch-Bayerischen Almwirtschaftsvereines um Bewilligung eines Landesbeitrages für das Jahr 1938 vom zuständigen Referenten mit folgendem Vermerk zu den Akten gelegt: „In Hinblick auf die allgemeine Neuordnung der landwirtschaftlichen Organisationen ist abzuwarten, was mit dem Almwirtschaftsverein geschehen wird.“

Obwohl die NS-Bürokratie dem Kärntner Almwirtschaftsverein im Mai 1939 bestätigte, dass er „selbständig weiter bestehen bleibt“, wurde er de facto unter Aufsicht des Reichsnährstandes, Landesbauernschaft Südmark Graz gestellt.

Im April 1940 fand die Gründungsversammlung des Almwirtschaftsvereines Südmark in Graz, unter Beisein der neu eingerichteten Kärntner Kreisfachwarte für Almwirtschaft statt. Bei der Gründungsversammlung wurde „die Wichtigkeit der Förderung der Almwirtschaft im Rahmen der Erzeugungsschlacht“ hervorgehoben. Der Almwirtschaftsverein Südmark sah seine „Staatsaufgabe“ darin, das „Bergbauerntum als Blutquell der Nation zu erhalten“. Am 10. September 1940 gab der Kärntner Almwirtschaftsverein seine offizielle Auflösung bekannt.

Nach der Annektierung Österreichs durch Hitlerdeutschland organisierte und überwachte der NS-Reichsnährstand die landwirtschaftliche Produktion. Entgegen anfänglichen Versprechungen und durch propagandawirksame Umschuldungsaktionen wurden die Bauern in ihrer Entscheidungsfreiheit zunehmend eingeschränkt. Die romantisierende Blut-und-Boden-Agrarideologie stand in Wirk-

lichkeit im krassen Widerspruch zu den nationalsozialistischen Zwangsverordnungen, die den traditionellen Vorstellungen vom freien Bauern zuwiderliefen. Die Ablieferungspflicht der Bauern war bis ins Kleinste geregelt. Die Versiegelung der Butterfässer, um das private Ausbuttern zu verhindern, rief unter den Bauern Entrüstungsstürme hervor.

Haßleralm, um 1940.

„1941 woa i das erste Mal drinnen auf der Haßleralm. Da is der Milchmesser auf die Alm gekommen und wir hab'n dementsprechend Almbutter an den Reichsnährstand abliefern müssen. Mei Vater hat einmal 500 Reichsmark Strafe gezahlt, weil er angeblich zu wenig abg'liefert hat. Pro Henn' hast etliche Eier im Jahr abliefern müssen. 1944 haben sie uns den Erdäpfelkeller aus'räumt.“

(Michael Stocker sen.,
Wassertheuer/Drautal, 2009)



Es fehlte an allem: an Arbeitskräften, an Dünger, an Landmaschinen, aber auch an Pferden, weil diese zu Kriegszwecken eingezogen wurden. Die am stärksten von Einberufungen betroffene Berufsgruppe waren Arbeitskräfte aus der Landwirtschaft. Die aggressive Eroberungspolitik ermöglichte es den Nationalsozialisten die fehlenden Arbeitskräfte im Inland durch ausländische Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene zu ersetzen. Während ihr Sohn Martin an die Ostfront abkommandiert war, bewirtschaftete die Bäuerin Elisa Zollner allein mit ihrer Tochter und zugewiesenen Kriegsgefangenen den kleinen Hof in Michelhofen im Gailtal.

Im Mai 1941 schrieb sie ihrem in die USA ausgewanderten Sohn Hans über die Zustände am heimatlichen Hof:

„Wenn nur der Krieg einmal fertig wär, Ross haben wir schon einige Jahr keines mehr. Wenn der Martin glücklich heim kommt, wird er etwas schlägern und eines kaufen. Wir allein können jetzt kein Ross halten. Wir haben drei Rinder. Zur Arbeit bekommen wir die Gefangenen.“

Rosina Kolbitsch aus Waisach im Drautal erinnert sich an den Einsatz französischer Kriegsgefangener:

„ Wir hab'n zwa Franzosen am Hof g'habt, da Vater wo ja nit da, der wo im Krieg. Des woan aber feine Burschen, die Franzosen. Aber die sind a ordentlich behandelt woan, das is ja wohl Voraussetzung. G'schwendet und gezäunt hab'n sie auf der Alm. Die sind in der Früh zum Arbeiten gekommen, ka Wächter, nix. Am Abend hab'n sie noch nachg'schaut im Stall. Die sind richtig fein g'wesen. Ganz brave Burschen. Oskar und Leo haben's geheißn. Der Oskar wo in der Normandie selber Bauer. Der hat ja so g'schaut auf alles, als wenn alles ihm g'hört hätt'. Wenn der Vater auf Urlaub gekommen is, is er richtig stolz g'wesen. De hätt'n zehn Mal durchgehen können, aber das hat ja kan Sinn g'habt.“ (Rosina Kolbitsch, Waisach/Drautal, 2009)

Was zählte, waren Arbeitskraft und Verlässlichkeit. Oft wog der gemeinsam verbrachte Arbeitsalltag schwerer als die NS-Propaganda, die auf harte Diskriminierung, vor allem der Zwangsarbeiter aus dem Osten drängte. Dennoch darf die Zwangsarbeit auf dem Lande nicht idyllisiert werden. Unter den Bauern gab es auch Leuteschinder, die ihre Fremdarbeiter schlugen oder denunzierten. In wahren Menschenjagden wurden die Zwangsarbeiter eingefangen und ins Reich verschleppt, unter ihnen viele junge Mädchen und Burschen. Ukrainische Mädchen wurden gewaltsam eingefangen und, in Viehwaggons gezwängt, tagelang ohne Essen, in die Ostmark transportiert.

Der Kärntner Literat Josef Winkler hat die Lebensgeschichte einer Ukrainerin aufgezeichnet, die als Mädchen von den Ufern des Dnjepr verschleppt wurde. Nach mehrwöchiger Fahrt in einem Viehwagon kam sie in Kärnten an. (Es erzählt die Schwester:)

„Am Bahnhof Villach wurden wir regelrecht aus dem Wagon entladen und wie ein Schock Viecher durch die Stadt zum Arbeitsamt getrieben. Vor dem Arbeitsamt, auf einem großen Platz, mußten wir uns aufstellen, die Bauern waren schon da, sie haben auf uns gewartet. Wie ein Stück Vieh haben uns die Bauern gemustert und herausgesucht. Ein Bauer trat auf Lydia zu. Er machte Melkbewegungen mit seinen Händen und fragte damit die Lydia, ob sie nicht melken kann.“

Als das weinende Mädchen zu einem Bergbauern kam, drückte es die Bäuerin an sich und sagte: „Dirndle, plärr nicht, ich will deine

Mutter sein.“ Das ukrainische Mädchen heiratete später den Erben des Bauernhofes und blieb in Kärnten.

Die herrenmenschlichen Pläne der Nationalsozialisten richteten sich auch gegen die slowenische Bevölkerung Kärntens. Im April 1942 erhielten unzählige nicht arische Bauernfamilien die Aufforderung, ihren Hof binnen Stundenfrist zu verlassen. Gemäß der NS-Germanisierungspolitik wurden diese Kärntner Slowenen ins Altreich deportiert.

Mit der Umstellung der Landwirtschaft auf die Kriegswirtschaft wurde gleichzeitig die Beschlagnahme wichtiger Nahrungsmittel verfügt. Das ganze Vieh musste dem Staat verkauft werden, die Bauernhöfe wurden öfters kontrolliert. Im Gegensatz zu anderen Nutztieren blieb der Rinderbestand in den Kriegsjahren relativ konstant. Das lag wahrscheinlich daran, dass aufgrund der britischen Fettblockade der Butterbedarf gänzlich vom Deutschen Reich gedeckt werden musste. Die NS-Ernährungsämter stellten den Kalorienbedarf der Bevölkerung fest und teilten diesen mittels Lebensmittelkarten zu.

„Während dem Krieg woa alles rationiert. Auch von die Almprodukte is jedem ein bestimmtes Quantum abgezogen worden. Im 44er-Jahr hab' i den g'selchten Schotten, den normalen Schotten und die Butter von da Rudnig Alm nach Rattendorf trag'n müssen. Des war damals a teifliche Strapaz'. Butterpapier hat's keines gegeben, alles is in Plotsch'n (Almampfer) eingepackt worden und spätestens um halb fünf in der Früh bin i mit der Krax'n los ins Tal. Oba nix den Weg entlang, grad nieder, weil sonst wär' mir herunter die Fett'n herausg'ronnen. Und herunter in Rattendorf, da sind die Hausfrauen ang'standen, die wollten alle die Rudniger Butter hab'n. Die G'schäftsfrau hat müss'n die Leut' hinausjag'n, damit i, das Butter-Biable, hinein hab' können. Dann is alles abg'wogen worden. Vorher hat sie müss'n alles zerschneiden und genau nach Stückzahl aufteilen.“ (Herbert Presslauer, Postran/Gailtal, 2009)

Almwirtschaft nach 1945

Unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkrieges kam es vor allem in den Karnischen Alpen vermehrt zu Viehdiebstählen. Laut Gendarmeriechronik gingen allein im Sommer 1945 rund 20 Rinder

auf der Feistritzer Alpe verlustig. Der Viehschmuggel nach Italien stand auf der Tagesordnung. 1946 verschwanden aus Feistritz drei Pferde, fünf Kühe und sieben Kälber: „Verschmuggelt, möglicherweise aber auch von dem einen oder anderen Besitzer selbst gesetzwidrig nach Italien verkauft“, lautete die Stellungnahme seitens der Ordnungshüter.

„Das woa im 45er-Jahr, auf der Zollner Alm. Der Senn' hat daheim Butter g'rührt und mia Buab'n woan mit die Ross auf der Weide, da sind auf einmal, mitt'n am Tag, Italiener mit G'wehr' kommen: ‚Hände hoch, niederknian!‘ Zwei Mann sind bei uns geblieb'n und drei sind mit die Pferd davon. Zwölf Stück. Sie hab'n sie einfach g'stohlen.“ (Jakob Zankl, Stollwitz/Gailtal, 2009)

Während knapp nach dem Zweiten Weltkrieg die Almwirtschaft in Kärnten noch relativ intensiv betrieben wurde, brachte die Entwicklung ab den 1950er-Jahren einen erheblichen Einbruch der Auftriebszahlen mit sich. Anfang der 1970er-Jahre hatte die Alpung von Ochsen, Stieren und Schweinen faktisch aufgehört, die Schaf- und Ziegenalpung wurde stark reduziert und der Auftrieb von Kühen und Pferden ging drastisch zurück.

In Kärnten hatte im Zeitraum zwischen 1950/52 und 1965 die Rinderalpung um 23,5 %, die Pferdealpung um 66 %, die Ziegenalpung um 79,3 %, die Schafalpung um 69,6 % und die Haltung von Almschweinen um knapp 40 % abgenommen. Ausgelöst wurden die einschneidenden Veränderungen im Almwesen durch strukturelle Umwälzungen in der Landwirtschaft. Der enorme Arbeitskräftebedarf im Industrie- und Dienstleistungssektor wurde in hohem Maße mit Personal aus dem landwirtschaftlichen Bereich abge-

Nach 1945 vollzog sich eine zunehmende Mechanisierung der landwirtschaftlichen Produktion. Traktor, Motormäher, Mähdrescher, Dünger- und Stallmiststreuer erleichterten und beschleunigten die Arbeit. Von 524 Stück im Jahre 1945 erhöhte sich die Traktorenzahl in Kärnten bis 1970 auf 15.489. Demgegenüber ging die Pferdehaltung dramatisch zurück: von 4.167 Stück im Zeitraum 1950/52 auf 1.413 im Jahre 1965.

Feldarbeit vor ... und nach der Mechanisierung, Heiligenblut, 1940er- und Ende der 1950er-Jahre.



deckt. Durch die einsetzende Landflucht mangelte es ohnehin an geeignetem Almpersonal.

Aufgrund der intensivierten Milchwirtschaft erfolgte die Umwandlung vieler Ackerflächen in Grünland, sodass die Notwendigkeit zusätzlichen Almfutters nicht mehr in dem Ausmaß wie früher gegeben war. Durch den Strukturwandel in der Landwirtschaft wurden extensive Flächen und Waldweiden nicht mehr bewirtschaftet. Viele Almflächen verwaldeten oder wurden aufgeforstet, die arbeitsintensiven Bergmäher (steile Gebirgswiesen) wurden aufgelassen.

Bessere Fütterungs- und Zuchtmethoden hatten nach 1945 die Milchproduktion in die Höhe schnellen lassen. Immer weniger Kühe lieferten immer mehr Milch an die Molkereien. Die 1977 erlassene Milchkontingentierung zur Drosselung der Produktion konnte die Milchschwemme und den „Butterberg“ nicht beseitigen. Positive Nebeneffekte für die Almwirtschaft erzielte die Sonderregelung, wonach die Almmilch von der Kontingentierung ausgenommen wurde.

Lainacher Alm, Juli 1963.

Auf der Rückseite der Fotografie steht Folgendes zu lesen:

„Auf der Lainacher Gemeinschaftsalm im Oberen Mölltal (1.450 m Höhe, Schattseite). Früher wurden die Kühe täglich auf die Alm und zurückgetrieben. Dabei ging die meiste Milch verloren. Heute bringt ein Seilaufzug mühelos die Milch zu Tal, Handelsdünger und anderen Bedarf hinauf. Eine Melkanlage mit 4 Melkständen, eine schmucke Hirtenhütte, Weidekoppeln, Triebwege, Düngung im Rahmen der Ordnung von Wald und Weide erhöhen die Erträge aus der Almwirtschaft.“



Während bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges auf die Almen meist nur steile Saumpfade oder Karrenwege führten, bildete die verkehrsmäßige Erschließung der Almen eine unabdingbare Notwendigkeit für einen zeitgemäßen Almbetrieb. Die zunehmende Mechanisierung erforderte traktoren- bzw. autogerechte Fahrstraßen zur Bewirtschaftung der Almen und zum Transport der Almprodukte. Eine moderne Almerschließung wurde zur Grundvor-

aussetzung für die weitere Bewirtschaftung der Almen. Die neuen Bringwege erleichterten die Durchführung baulicher Maßnahmen auf den Almen, ermöglichten eine intensivere Almpflege und brachten bei der Viehbringung sowie bei Betreuungsfahrten erhebliche Vorteile. Die leichtere Erreichbarkeit der Almen ließ vielfach auch erstmals eine Bewirtschaftung vom Heimathof aus zu.

Zu Beginn dieser turbulenten Entwicklung in der Landwirtschaft erfolgte die Neukonstituierung des Kärntner Almwirtschaftsvereines. Am 21. Juni 1951 wurde seine Wiedergründung beschlossen, bereits Mitte September desselben Jahres beging der neu ins Leben gerufene Kärntner Almwirtschaftsverein einen eintägigen Almwanderkurs auf der Gerlitzten. Unter den Referenten und Mitgliedern fanden sich auch einige, die wenige Jahre zuvor noch den NS-Idealen angehangen waren.

Vereinsobmann Josef Warmuth vlg. Bischof fasste in seinem Schreiben vom 20. Mai 1951 an die Kärntner Landesregierung die zukünftigen Probleme der Almwirtschaft prägnant zusammen:

„Ein heikles Problem bildet die Rentabilität der Almwirtschaft. Die soziale Strömung hat die almwirtschaftlichen Verhältnisse auf den Kopf gestellt. Die schaffenden Menschen sind heute zum großen Teil abgestimmt auf die 20 Wochen Arbeitszeit, in denen sie einen freien Samstag und Sonntag haben, um nachher die Arbeitslosenunterstützung zu beziehen. Hirten wird die Zeit ihrer Tätigkeit in die Arbeitslose nicht einbezogen, daher weigern sie sich in eine Alm zu gehen. Und wenn er schon geht, verlangt er einen Lohn, der weit höher liegt, als ein guter Arbeiter verdient. Dieser Lohn steht im krassen Widerspruch mit dem Weidezins. Der Einzelbesitzer fragt sich, welchen Sinn es hat, auf den Almen Investitionen aufzuwenden.“

Zugleich wandte sich der Obmann gegen Verleihungen von Auszeichnungen im Anfangsstadium des Vereines, weil damit ohnehin nur „großer Unfug getrieben wird“.

Alminspektor Josef Pacher hatte während des Ersten Weltkrieges den Sinn von Ehrungen noch in deutlichen Worten definiert:

„Hirtenprämien werden auch in der kommenden Friedenszeit dazu bestimmt sein, unsere schwer abzurichtenden Hirten zu fleißiger Vieh- und Bodenpflege anzueifern.“

Bei personellen Besetzungen des Vereinsvorstandes begann sich eine Trendwende abzuzeichnen: Der Kärntner Almwirtschaftsver-

ein entwickelte sich zu einer Selbsthilfeorganisation fortschrittlicher Almbauern und dementsprechend fanden sich gegenüber früheren Tagen hauptsächlich Almwirte im Vorstand wieder.

Almsennerinnen mit ihren
Ehrenurkunden, Litzlhof,
10. November 2007.

Weder pädagogisches Kalkül noch
grober Unfug liegt den heute vom
Kärntner Almwirtschaftsverein
zuerkannten Ehrungen zugrunde,
sondern die aufrichtige Anerkennung
seiner Mitglieder und des
verdienstvollen Almpersonals.



Gleich zu Beginn seiner Tätigkeit ließ der Almwirtschaftsverein Pläne für solide, aber kostengünstige Almbauten ausarbeiten, um dadurch Gelder für produktionssteigernde Maßnahmen frei zu bekommen. Betriebswirtschaftliche Erwägungen traten in den Vordergrund, die Almwirtschaftsförderung unterstützte verstärkt ertragssteigernde Maßnahmen. Der Schwerpunkt der Subventionsvergabe verlagerte sich somit von technischen auf wirtschaftliche Aspekte.

Gemeinsam mit der zuständigen Veterinärabteilung führte der Kärntner Almwirtschaftsverein eine Bekämpfungsaktion gegen die Dasselfliegenplage durch. Dabei wurde das Vieh mit chemischen Mitteln wie *Choloderm A* oder *Dassipan* (hergestellt von der Austria-Pan-Chemie in Wolfsberg) mittels Obstspritzen bestäubt. Die 1954 auf der Gössnitz Alm durchgeführte Dasselfliegenbekämpfung belief sich auf 989 Schilling, darin enthalten waren Transportkosten (Eisenbahn, Pferd) und Arbeitseinsätze. Der Obmann des Ortsbauernausschusses sandte Alminspektor Kulterer daraufhin ein Dankschreiben:

„Bitte Sie nicht zu erschrecken vor dieser Rechnung, denn es sind nur die allernotwendigsten Spesen und Schichten zur Verrechnung gebracht worden. Für mich war diese Arbeit eine nicht angenehme, da ich mich sehr viel herumärgern mußte, aber Ihnen zuliebe und der Bauernschaft habe ich es gemacht.“

Angesichts der rasanten Mechanisierung der Landwirtschaft sowie geänderter betriebswirtschaftlicher Voraussetzungen erachtete der Kärntner Almwirtschaftsverein die Aufklärungstätigkeit als dringendes Anliegen.

Im Jahre 1954 wurde, teilweise in Kärnten, ein mit ERP-Geldern mitfinanzierter österreichischer Almwirtschaftsfilm gedreht. Dem Drehbuch des ersten Filmteiles, „Gealptes Vieh – besseres Vieh“, lagen einmal mehr althergebrachte Klischees zugrunde:

„Einleitung: Langsames Aufblenden, Berge in der ersten Morgensonne, Morgen auf der Almhütte.

Ton: Es fällt eine weibliche Stimme ein mit einem bekannten Almlied.

Bild: Eine Sennerin erscheint und setzt das Lied fort. Dazwischen Sprache: Auf vielen hunderten Almen im Bergland sind tausende von frohen, genügsamen und fleißigen Menschen am Werk und leisten in harter Arbeit ihren wertvollen Beitrag zum Schaffen des Volkes. In enger Verbundenheit lebt Mensch und Tier jeden Sommer auf der Alm unter kargen und harten Bedingungen, in ungebundener Freiheit, naturnahe und ohne Zwang.“



Mithilfe von ERP-Geldern (European Recovery Program – Finanzmittel, mit denen u. a. der Wiederaufbau der österreichischen Wirtschaft nach 1945 gefördert wurde) wurden umfangreiche Almverbesserungsaktionen durchgeführt. Neben Transportbeihilfen bei Handelsdüngeraktionen und der Errichtung verbesserter Hütten, Weg- und Wasseranlagen wurde der „Ersatz von Holz- durch Drahtzäune“ subventioniert. 1950 flossen insgesamt 1.472.000 Schilling in almverbessernde Maßnahmen (ERP-Erlöse: 835.000 Schilling, Bundesbeiträge: 350.000 Schilling, Landesmittel: 287.000 Schilling).

Mit ERP-Fördergeldern errichtete Materialseilbahn auf die Almen in der Umgebung von Reichenfels, 1951.

Aufforstung unter Mit-
hilfe des österreichischen
Bundesheeres, Hermagorer
Bodenalm, 22. Mai 1959.

Die Wiederaufforstung von
Almflächen war auch ein
Beitrag zur Verhinderung
künftiger Lawinenabgänge
und Wildbachkatastrophen.

1957 startete der Kärntner Almwirtschaftsverein ein umfangreiches Arbeitsprogramm zur Trennung von Wald und Weide. Zu diesem Zweck wurden Kommissionen – bestehend aus dem jeweiligen Almbesitzer, dem Alminspektor und der zuständigen Forstbehörde – eingesetzt, die jene Flächen festzulegen hatten, die weiterhin als Weide genutzt werden sollten oder aber entbehrlich waren bzw. aufgeforstet werden sollten. In den Jahren 1957 bis 1959 wurden über hundert Kärntner Almen begangen und neu organisiert. Um die Rentabilität der verbliebenen Flächen zu steigern, kamen in den meisten Fällen Kalk- und Handelsdünger zur Anwendung.



„Auf der Baueralm trennten wir dann Wald und Weide, wie es in den 1960er-Jahren vielfach gemacht wurde. Die abgetrennte Waldfläche betrug 30 bis 40 ha, die verbleibende Nutzweidefläche belief sich auf 90 bis 100 ha. Bis in die 50er-, 60er-Jahre waren rund 50 Stück Vieh auf der Alm. Das Weideangebot war damals schon knapp. In den 70er-Jahren haben wir von Pinzgauer auf Fleckvieh umgestellt. 1995/96 erfolgte die Umstellung auf Mutterkuhhaltung. Das hängt mit der flächenmäßigen Ausdehnung des Hofes zusammen. 15 ha, wo früher Getreide angebaut wurde, sind in Grünland

umgewandelt worden, die Äcker sind ja mittlerweile passé. Weitere 30 ha gibt's in nächster Umgebung und dazu haben wir noch 100 ha Wald. Die Überlegung lag nahe, die Viehzucht extensiver zu betreiben und die Forstwirtschaft zu forcieren. Die Rentabilität der Landwirtschaft, vor allem im Gebirge, das allgemeine Lohnniveau, verglichen mit jenem der Arbeiter, hat nicht mehr zusammengepasst.“ (Georg Süßenbacher, Frankenberg/Gurktal, 2009)

„Bild: Kinder mit Tieren, Arbeit junger Bauernsöhne und Töchter im Stalle und auf der Alm.

Ton: So wirkt Natur und Mensch zusammen und schafft das große und wertvolle Tierzuchtgebiet des Berglandes, dessen Erzeugnisse seit jeher einen unbestrittenen Ruf genießen, weit über das Heimatland hinaus.

Bild: Trickbilder vom Absatz aus dem Bergbauerngebiet in das Flachland und in fremde Länder, Viehtransporte von der Alm ins Tal, auf den Markt und zur Bahn.“

Mit diesen Worten skizzierten die Drehbuchautoren des österreichischen Werbefilms über die Almwirtschaft die bäuerliche Lebenswelt Mitte der 1950er-Jahre. Das hiermit heraufzubeschwören versuchte intakte Bild einer Agrargesellschaft entsprach aber keineswegs der Wirklichkeit.

Zugleich brachte der Film seine Skepsis gegenüber der neuen Zeit zum Ausdruck, die im Agrarland Kärnten immer rascher Einzug zu halten schien. Aufgrund der starken Abwanderungstendenzen aus der Landwirtschaft hatte der Agrarsektor einiges an Bedeutung eingebüßt. Kamen 1951 noch 37,5 % der Beschäftigten aus landwirtschaftlichen Bereichen, so fiel der Anteil im Jahre 1971 auf 13,4 %, bis er sich 1991 auf rund 5 % einzupendeln begann. Kärnten hatte sich von einer Agrar- zu einer Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft gewandelt. Damit einhergehend hatten sich landwirtschaftliche Betriebsgrößen, Produktions- und Bewirtschaftungsformen verändert.

Da das kleinbäuerliche Einkommen immer weniger ausreichte, um die anwachsenden Modernisierungskosten zu finanzieren, wurden aus Vollerwerbsbauern scharenweise Nebenerwerbsbauern. Bei näherer Analyse der beiden Betriebsarten „Haupterwerb“ und „Nebenerwerb“ zeigt sich, dass die Zahl an Nebenerwerbsbetrieben in den vergangenen Jahren nur relativ geringen Schwankungen unterworfen war, Haupterwerbsbetriebe jedoch kontinuierlich abgenommen haben und sich deren Anzahl zwischen 1960

und 1995 beinahe um zwei Drittel verringert hat. Darüber hinaus konnten die Bergbauern aufgrund der naturgegebenen Lage nur in eingeschränktem Maße an der Modernisierung der Landtechnik teilhaben. Die ohnehin wenig attraktive und gering entlohnte Arbeit in steilen Hanglagen ließ vor allem die Jüngeren in nicht agrarische Berufe abwandern. Bei den verbliebenen bergbäuerlichen Betrieben setzte allmählich eine Überalterung ein.

Die massiven Umwälzungen im Agrarbereich hatten die Bemühungen des Kärntner Almwirtschaftsvereines zur Erhaltung und Verbesserung der Almen nicht gerade gefördert. Trotz Rationalisierung, Technisierung und Chemisierung war man weiterhin bestrebt ein positives Almbewusstsein zu schaffen bzw. zu erhalten. Mit großem didaktischen Eifer haben Kärntens Almfachleute aufgeschlossenen Bauern die Vorteile einer zeitgemäßen Almbewirtschaftung nicht nur erläutert, sondern diese auch bei der Umsetzung almverbessernder Maßnahmen unterstützt (Ordnung von Wald und Weide, Ertragssteigerung der Almflächen, Anlegen moderner Almwege, Weidewechsel durch Koppelwirtschaft u. a. m.).

Heute trägt die Alm neben ihrer historischen Funktion als wichtige Futterbasis wesentlich zur Arbeitsentlastung der Landwirte bei. Gezielte Förderprogramme (Alpungs- und Behirtungsprämien, Erschwerniszuschläge u. a. m.) seitens des Landes Kärnten, des österreichischen Staates und der Europäischen Union haben die nötigen finanziellen Anreize zur Erhaltung alpiner Kulturlandschaften geschaffen (u. a. konnte das nachhaltige und erfolgreiche Projekt *Gailtaler Almsennereien* im Rahmen der europäischen Ziel-5b-Förderungen verwirklicht werden).

Die Pflege alpiner Weideflächen hat mittlerweile einen gesellschaftlich anerkannten Stellenwert, nicht nur in ökonomischer, sondern auch in ökologischer Hinsicht. Haben doch die Lebensmittelskandale vergangener Jahre tiefe Spuren in der Gesellschaft hinterlassen, die das Vertrauen in die Lebensmittelsicherheit trübten. Die Verbraucher sind daran interessiert, die Herkunft der Produkte möglichst nachvollziehen zu können – ein Vorteil für die Direktvermarktung almwirtschaftlicher, qualitativ hochwertiger Fleisch- und Milchprodukte. In der Regionalvermarktung von Qualitätsprodukten, bei größtmöglicher Nachvollziehbarkeit von deren Herkunft, liegen auch die zukünftig größten Absatzchancen der Almbauern. Abseits der Dynamik des globalisierten Marktes gewinnen die Faktoren Umweltschutz und soziale Fairness sukzessive an gesellschaft-

Das an den Auftriebszahlen messbare Vertrauen in die Almbewirtschaftung war trotz aller Anstrengungen weiter zurückgegangen: Gegenüber der 1950/52 erhobenen Almstatistik hatte sich die Zahl der aufgetriebenen Rinder bis zum Jahr 2008 von 61.608 Stück (davon 11.273 Kühe) auf 53.159 Stück (davon 1.889 Kühe) reduziert. Der deutliche Rückgang gealpter Milchkühe ist auf die Umstellung vieler landwirtschaftlicher Betriebe auf Mutterkuhhaltung sowie die Intensivierung der Milchproduktion in agrarischen Gunstlagen zurückzuführen (die Hochleistungskühe im Tal sind nur bedingt almtauglich).

licher Relevanz. Die verdeckten Leistungen der Almbauern für die Umwelt werden zunehmend bei der Erstellung volkswirtschaftlicher Gesamtrechnungen berücksichtigt.



Dementsprechend komplex gestaltet sich im 21. Jahrhundert der Aufgabenbereich des Kärntner Almwirtschaftsvereines als Interessensvertretung für die Almbauern. Pionierarbeit leistet(e) der Verein mit dem Programm zur Almrevitalisierung, in dessen Rahmen umfangreiche Maßnahmen zur Erhaltung und Wiederinstandsetzung von Almweideflächen durchgeführt werden bzw. wurden. Neben Informationsveranstaltungen, Fachvorträgen und Exkursionen stellt die Aufklärung über Nutzen und Wert der Almen einen wichtigen Bereich der umfangreichen Öffentlichkeitsarbeit dar.

Der Kärntner Almwirtschaftsverein ist Träger des zukunftsweisenden Projektes *Schule auf der Alm*, wo den Schülern die landwirtschaftliche und ökologische Bedeutung der Almen spielerisch nähergebracht wird. An einem oder mehreren „Almerlebnistagen“ werden die Schüler in den Alltagsleben der Almen miteinbezogen. Dabei erfahren sie vieles über die Herstellung hochwertiger Lebensmittel, aber auch über die Artenvielfalt und das ausgeklügelte Ökosystem der Almen. Obwohl ungewohnter Stallgeruch und mangelnder Komfort (kein Fernseher, kein Handyempfang, kein Stromanschluss) so manchen Schüler befremden, werden der zukünftigen Generation kritische

Käseanschnitt auf der
Bischofalm, Sommer 2005.

Almrevitalisierung auf der
Witschdorf-Wenneberg
Alm im Mölltal, 2008.



Schule auf der Alm, Flattnitz, 2003.

Einblicke in die Funktionsweise der Almwirtschaft vermittelt. Ein Wissen, an dem es manchem Erwachsenen mangelt.

Der Kärntner Almwirtschaftsverein bemüht sich auch in dieser Hinsicht um Aufklärung. Durch die Anbringung entsprechender Hinweistafeln werden vor allem Hundebesitzer auf die Gefahren des Betretens von Weideflächen aufmerksam gemacht. Zudem wurde vom Almwirtschaftsverein für seine 1.326 Mitglieder unlängst eine Haftpflichtversicherung eingerichtet, die neben etwaigen, vom Weidevieh verursachten Verletzungen auch für andersgeartete „Almschäden“ (bei Almveranstaltungen, Almarbeiten etc.) aufkommt. Darüber hinaus werden Organhaftpflichtversicherungen für Agrargemeinschafts-Obleute angeboten. Die Aktivitäten des Kärntner Almwirtschaftsvereines zielen nicht auf die künstliche Aufrechterhaltung eines überkommenen Wirtschaftszweiges, sondern stellen eine notwendige Einrichtung dar, die gemeinsam mit Kärntens Almbauern zu einer nach wie vor lebendigen und intakten Almwirtschaft beiträgt.



Zur Besucherinformation und Vermeidung unangenehmer Zwischenfälle wurden an stark frequentierten Wanderwegen Warntafeln aufgestellt, Großfragant, 2008.

Funktionäre des Kärntner Almwirtschaftsvereines

Obmänner

1909–1914	Rudolf von Myrbach
1914–1924	Viktor Waldner
1924–1938	Hans Sattlegger
1951–1952	Josef Ritscher vlg. Stoffele
1952–1977	Josef Warmuth vlg. Bischof
1977–1987	Georg Lackner vlg. Petrusbauer
1987–2007	Johann Ramsbacher vlg. Adambauer
seit 2007	Josef Obwegger vlg. Liendl

Geschäftsführer/in

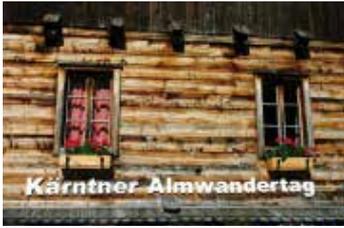
1909–1914	Karl Pulfer
1914–1924	Josef Pacher
1924	Anton Klaus
1924–1935	Ambros Lerchbaumer
1935–1938	Kaspar Steinwender
1951–1967	Stephan Kulterer
1968–1993	Erwin Lichtenegger
1993–2000	Günther Ortner
seit 2000	Barbara Kircher

Alminspektor/in

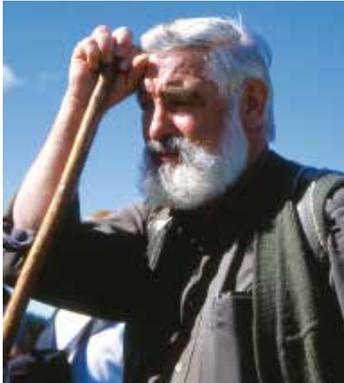
1906–1910	Karl Pulfer
1910–1911	Alfred Adamina
1911–1924	Josef Pacher
1924–1947	Ambros Lerchbaumer
1947–1951	Christian Jesacher
1951–1967	Stephan Kulterer
1967–1968	Albert Gayl
1968–1993	Erwin Lichtenegger
1994–2000	Günther Ortner
seit 2000	Barbara Kircher



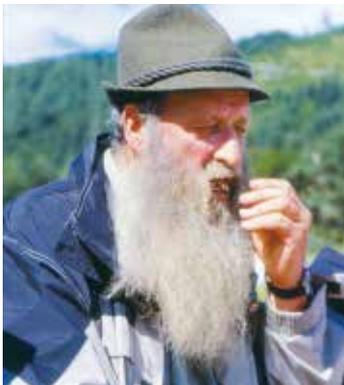
Statuten des Kärntner
Almwirtschaftsvereines
(Auszug), 17. September 1909.



Litzlhofalm, 2007.



Alm Hinter'm Brunn, 2001.



Alm Hinter'm Brunn, 2001.



Asten, 2004.

Almwanderkurse und Almwandertage

	Bezirk	Almen
1	1905 Hermagor	Plöckenalmen
2	1908 Feldkirchen	Nockgebiet (Ebene Reichenau)
3	1909 Spittal/Drau	Kreuzeckgebiet (Mühldorf, Sachsenburg)
4	1910 Wolfsberg	St. Peterer Alm
5	1910 Spittal/Drau	Große Fleißalm, Sturmalm, Maleschischk Alm, Gößnitz Alm
6	1911 Spittal/Drau	Obermillstätter Alm, Kaninger Alm, Wollnitzer Alm, Klammberger Alm, Feldbahn Alm, Tassacher Alm
7	1912 Völkermarkt	Huttmannschwaig, Rakautz-Rupprechthal
8	1912 Hermagor	Jadersdorfer Alm, St. Lorenzener Alm, Möslalm, Sauseng Alm, Rattendorfer Alm
9	1913 St. Veit	Draschhof-Talweiden, Flattnitzer Almen, Gregoralm, Haidner Alm, Guttenbrunner Almen
10	1913 Spittal/Drau	Jungstierhalt Hintereggen, Roßalm, Dössener Alm, Manhart Alm
11	1914 St. Veit	Flattnitz
12	1924 Hermagor	Karnische Almen
13	1925 Spittal/Drau Feldkirchen	Almen bei Radenthein und Ebene Reichenau
14	1926 St. Veit	Almen des Gurk- und Metnitztales
15	1926 Spittal/Drau	Krendlmar Alm, Gussenalm, Mößbacher Alm
16	1926 Spittal/Drau	Gnoppnitzgraben, Teuchl
17	1935 Villach Hermagor	Feistritzer Alm, Werbouz, Dolinza, Dellacher und Egger Alm
18	1951 Villach	Gerlitzten
19	1952 Hermagor	Himmelberger Alm, untere und obere Spielbodenalm, Tschinemunt, Egger Alm, Dellacher Alm, Palalm in Italien
20	1953 Spittal/Drau 1954	Hoferalm, Hofalm, Rieglalm, Kälberkrön, Lammersdorfer Alm Österreichischer Almwanderkurs in Kärnten (Gerlitzten, Gailtal, Drautal, Mölltal)
21	1955 St. Veit	Schafferalm, Schoaralm, Santneralm, Zechneralm und Haidneralm
22	1956 Spittal/Drau	Maralm, Stofferalm, Walkeralm, Adamalm, Schwersberger Alm, Seppenbauer Alm, Tauernberg Alm, Roßberg Alm und Tribusser Alm
23	1957 Wolsberg	Kor- und Saualm, Bodenkrenn Alm, Stanihalt
24	1958 Feldkirchen	Falkert Alm, Schiestlalm und Karlalm
25	1959 Völkermarkt	Huttmannschwaig, Hoyldhalt, Höhenbergen, Trögern- und Luscha Alm
26	1960 Spittal/Drau	Wolfgangalm, Wastlbauer Alm, Samer Alm, Veidlbauer Alm
27	1961 Hermagor	Dellacher Alm, Egger Alm, Weisacher Alm, Oberdorfer Kuhweide
28	1962 Hermagor	Wildsenner-Tuffalm, Luggauer-Sattel, Rollertal Alm in Ostirol
29	1963 St. Veit 1964	St. Martineralm, Streitwiesen, Weißberger Zeche, Breitofnerzeche Österreichischer Almwanderkurs in Kärnten (Lainacher Alm, Weisacher Alm, Lammersdorfer Alm)
30	1965 Wolfsberg	Steinberger Alm, Reisberger Alm
31	1966 Villach	Wöllanernock, Pöllinger Alm

	Bezirk	Almen
32	1967 Spittal/Drau	Auernigalm, Grellalm, Sitschalm, Blasealm, Albitzenalm, Lackneralm, Steineralm
33	1968 Spittal/Drau	Drautal-Wollinitzen Alm, Wabnigalm, Oberberg-Goppelsberger Alm
34	1969 Spittal/Drau	Lammersdorfer Alm, Grünleitenscharte, Friesenhals Alm
35	1970 Völkermarkt	Obiralm
36	1971 Hermagor	Watschiger Alm, Möselalm
37	1972 Spittal/Drau Villach	Millstätter Alpe, Gerlitzen
38	1973 Hermagor Villach	Vorderberger Alm, Feistritzer Alm
39	1974 Wolfsberg	Schrottalm
40	1975 Spittal/Drau	Tauernberg-Roßbach Alm, Schareck, Oberwalder-Hütte
41	1976 Spittal/Drau	Friesenhals Alm, Zechneralm
42	1977 Wolfsberg	Koralalm, Boden-Krenn Alm
43	1978 Spittal/Drau	Kleinelend Alm
	1979	Österreichischer Almwanderkurs in Kärnten (Watschiger Alm, Egger Alm, Dellacher Alm, Poludnig Alm, Rigger Alm)
44	1980 St. Veit	Grebenzen Alm, Kaiserin Alm
45	1981 Spittal/Drau	Radlberger Alm
46	1982 Hermagor	Zollneralm, Bischofalm
47	1983 St. Veit	Ettinger Alm, Schoralm, Michleben Alm
48	1984 Villach	Dobratsch
49	1985 Feldkirchen	Speikkofel Alm
50	1986 Hermagor	Plöckenalmen
51	1987 Feldkirchen	Falkert Alm
52	1988 Spittal/Drau	Hochstadel
53	1989 Spittal/Drau	Zechneralm
54	1990 Wolfsberg	Peterer Alm
55	1991 Spittal/Drau	Leppner Alm
56	1992 Villach	Pöllinger Alm
57	1993 Feldkirchen St. Veit	Hochrindl
58	1994 Spittal/Drau	Lammersdorfer Alm
59	1995 Villach	Wöllaner Nock
60	1996 Völkermarkt	Obiralm
61	1997 Hermagor	Frohnalm
62	1998 Spittal/Drau	Lanischalm
63	1999 Hermagor	Tröpolacher und Rattendorfer Alm
64	2000 Villach	Gingeralm
65	2001 Spittal/Drau	Alm Hinter'm Brunn
66	2002 Völkermarkt	Wackendorfer Alm
67	2003 Villach	Feistritzer Alm
68	2004 Spittal/Drau	Asten
69	2005 St. Veit	Grebenzen Alm
70	2006 Hermagor	Möselalm
71	2007 Spittal/Drau	Litzlhofalm
72	2008 St. Veit	Breitofner Zeche, Weißberger Zeche
73	2009 Hermagor	Egger Alm



Asten, 2004.



Feistritzer Alm, 2003.



Obiralm, 1996.



Flattnitz, 1983.

Almstatistik Kärnten

	1891	1953	2008
Kühe	13.265	11.273	1.889
Galt- und Jungvieh	57.837	50.335	51.270
Pferde	2.640	4.167	1.635
Schafe	54.781	49.734	15.347
Ziegen	10.876	3.474	1.162
Schweine	4.517	1.648	
Anzahl der Almen	2.324	2.178	1.951
Almfläche		248.000 ha	174.706 ha
Weidefläche		154.000 ha	72.750 ha
Almpersonal	3.146	2.146	609
	1.785 männlich	1.232 männlich	
	1.361 weiblich	1.184 weiblich	

Almwanderkurs auf der Maralm im Mölltal, 1954.



Almwirtschaft im Wandel

„Von der Alpenluft umweht“

Der 1817 verfasste Text der Kärntner Landeshymne nimmt mehrmals Bezug auf die heimische Alpenlandschaft. „Laut tosend längs der Berge Rand“ heißt es gegen Ende der ersten Strophe, während die dritte ihren Anfang mit „Wo von der Alpenluft umweht“ nimmt. Trotz rückläufiger Tendenz nehmen heute die bewirtschafteten Almen des Landes noch immer ein Fünftel der Gesamtfläche Kärntens ein. Damit ist Kärnten eines der almreichsten Bundesländer im „Land der Berge“. Almen werden als hoch gelegene Flächen definiert, die nur in den Sommermonaten mit Vieh beweidet werden. Große Entfernungen zum Heimathof machen zumeist eine getrennte Bewirtschaftung erforderlich, trotzdem bleiben die Almen in engem wirtschaftlichen Kontakt mit dem Heimgut. Im älteren Sprachgebrauch wird häufig das in Vorarlberg und der Schweiz verwendete Wort *Alp(e)* anstelle des gleichbedeutenden Begriffes *Alm* verwendet. Im Lateinischen heißt Rinderweide *alpes*, der keltische Begriff *alpes* bezeichnet hingegen eine Gebirgshöhe. Der romanische *senior*, der Älteste, der einem Almbetrieb vorstand, entwickelte sich im Deutschen zum *Senner*. Das auch in Oberkärnten gebräuchliche Wort *Kaser* stammt aus dem romanischen *casura* für Almhütte.

Ab dem 13. Jahrhundert begünstigten Bevölkerungswachstum und mildes Klima die saisonale Besiedlung in alpinen Lagen. Aus damaligen Steuerbüchern (Urbare) geistlicher und weltlicher Grundherrschaften lassen sich festgelegte Auftriebszahlen von Rindern und Schafen oder die Höhe der jährlich zu leistenden Almabgaben herauslesen. Die grundherrschaftlichen Urkunden geben Auskunft über die Höhe des Betrages, den die Untertanen ihrer Herrschaft für die „Almbfahrt“ in Form von „Albenkhaiß“ oder in Geld zu bezahlen hatten, sie informieren über Weidestreitigkeiten und geben punktuelle Einblicke in die Almwirtschaft früherer Jahrhunderte. Über das Alltagsleben selbst, über *Sennerinnen*, *Käser*, *Hirten* und *Zuboten* gibt es nur spärliche Nachrichten. Sie gehörten meist zum Landproletariat, waren *Knechte* und *Mägde*, ohne Besitz und Ansehen, ohne Möglichkeit, sich schriftlich mitzuteilen. Erst mit der intensiveren Nutzung hoch gelegener Weideflächen nahmen auch die Informationen über die Almbewirtschafteter zu.



Almhütte im Oberen
Mölltal, 2005.



Die Ausweitung der Almwirtschaft führte mitunter zu Konflikten: Hirten und Bauern rissen Zäune nieder oder pfändeten das von der Nachbaralm herübergelaufene Vieh und gaben es erst gegen Schadenersatz wieder heraus. Die Frage der Almgrenzen zwischen den einzelnen Dorfgemeinschaften führte zu ständigen Auseinandersetzungen. Die Streitigkeiten, mitunter sogar Tötlichkeiten, beschäftigten die Schiedsgerichte. Manchmal zogen sich derartige Prozesse über Jahrzehnte hin.

Glaubt man alten Chroniken, so kam es anlässlich der Berichtigung der Weidegrenze auf dem Dobratsch zwischen dem Burgamt Villach und der Herrschaft Wasserleonburg, den beiden Kontrahenten, zu gewaltsamen Grenzstreitigkeiten:

„Mitte des 16. Jahrhunderts nahm das Burgamt zu Villach mit den Weideberechtigten aus dem Gailthale eine Grenzberichtigung auf der Villacher Alpe vor, welche einen schrecklichen Ausgang nahm. Die Parteien, anstatt sich zu vereinigen, machten auf der Alpe einander Vorwürfe, welche in Raufhändel ausarteten. Die gegenseitige Erbitterung kam so weit, daß die Villacher auf ihre Gegner Feuer gaben und einige Weideberechtigte aus Wasserleonburg todschossen. Die Wasserleonburger Bauern fielen nun wüthend über die Villacher her und stürzten etliche die Alpe hinab.“ (Carl Ghon, 1901)

Besitzverhältnisse

Ab dem 14. Jahrhundert wurden die Auftriebsberechtigungen auf die gemeinschaftlichen und privaten Almen schriftlich festgehalten. Die Regel, dass der einzelne Bauer meist nur so viel Vieh alpen durfte, wie er auch am Heimathof überwintern konnte, begünstigte größere Betriebseinheiten. Die Nutzung der im Gemeinschaftsbesitz befindlichen Almen erfolgte dabei durch eine größere Anzahl von Bauern, eine sogenannte Nachbarschaft, d. h., dass mehrere Ortschaften auf eine Alm auftriebsberechtigt waren bzw. sind.

Die ersten Erwähnungen dieser bis heute bestehenden Nachbarschaften datieren aus dem 15. Jahrhundert, die Einrichtung dürfte aber wesentlich älter sein. Die Nachbarschaft regelte die Bewirtschaftung der Alm und organisierte das nötige Almpersonal. Die Gemeinschaft sicherte über Jahrhunderte nachbarschaftliche Rechte und Beziehungen, zugleich zementierte sie auch Ungleichheiten ein, indem z. B. spätere Ansiedler von der Almnutzung ausgeschlossen blieben. Bis zu „Bauernbefreiung“ 1848 war die rechtliche Basis solcher Gemeinschaften das Gewohnheitsrecht. Die 1848/49 erlassene Grundentlastung sah die Möglichkeit vor, Nutzungsrechte abzulösen. Gab es mehrere Berechtigte auf demselben Grund und Boden, wurde das Nutzungsrecht ungeteilt an die Gesamtheit der Nutzungsberechtigten übereignet. Durch die provisorische Gemeindeordnung von 1849 und durch nachfolgende Gemeindegesetze wurde schließlich die politische Gemeinde geschaffen, d. h. an die Stelle der bisherigen Realgemeinde wurde die Einwohnergemeinde gesetzt. Nicht mehr die Gesamtheit der Hausbesitzer, sondern die Gesamtheit der Einwohner bildete nunmehr den Gemeindeverband. Damit war eine alte Streitfrage nach der Nutzung des Gemeindegutes erneut aufgeworfen worden. Ein Teil der Bauernschaft beanspruchte die Nutzungsrechte für sich, indem sie erklärte, dass die neue Einwohnergemeinde grundverschieden von der alten Realgemeinde sei und sie deshalb die alleinigen Nutznießer der Gemeindegünde seien. Eine Diskussion, die sich in manchen Fällen noch über Jahrzehnte hinzog.

1848 erfolgte die Aufhebung des bäuerlichen Untertanenverhältnisses. Der Bauer war nun freier Staatsbürger, befreit von allen Abgaben an den ehemaligen Grundherrn. Allerdings musste der Bauer für seine Freiheit bezahlen. Der Staat und die Grundherren vertraten nämlich den Standpunkt, dass der Bauer dafür, dass er keine Abgaben mehr an die Grundherrschaft zu leisten hatte, eine

einmalige Entschädigungssumme an den ehemaligen Grundherren zu zahlen hatte. Erst danach galten Bauern- und Gemeinschaftsgrund als entlastet (Grundentlastung). Aus Sicht der ehemaligen Grundherren war die Forderung gerechtfertigt. Sie argumentierten, dass sie vor dem wirtschaftlichen Ruin stünden, weil sie neben Geldeinnahmen nun auch kostenlose Arbeiter verlieren würden. Außerdem benötigten sie Kapital für anstehende Investitionen – eine Beweisführung, der sich der Reichsrat anschloss. Damit wurde die Existenz der ehemaligen Grundherren abgesichert und die der Bauern aufs Spiel gesetzt.

Almtypen

Der Entwicklung bäuerlicher Besitzstrukturen und Eigentumsverhältnisse ging ein jahrhundertelanger, regional unterschiedlicher Prozess voran. Die Führung einer Alm bzw. die Form der Almbewirtschaftung wurde und wird maßgeblich von den Besitzverhältnissen beeinflusst. Aufwendige und mitunter überholte Rechtsgrundlagen regeln dabei die Nutzung von Weide, Wasser, Holz und Wegen bis ins kleinste Detail.

Die Einzel- oder Privatalm wird von einem einzelnen Betrieb oder von einer Privatperson bewirtschaftet. Im Allgemeinen handelt es sich dabei um kleinere und oft tiefer gelegene Almen.

Die älteste Form des gemeinschaftlichen Besitzes ist zweifelsohne die Gemeinschaftsalm. Auf solchen Almen waren die Mitglieder einer Gehöftgruppe, eines Weilers, vorwiegend aber einer bestimmten Grundherrschaft auftriebsberechtigt. Ihre Rechte wurden stets besonders genau formuliert. Formal sind Gemeinschaftsalmen „Gesellschaften bürgerlichen Rechts“.

Sinngemäß besteht eine enge Verbindung zur Nachbarschaftsalm, die sich im Besitz von Mitgliedern verschiedener Ortschaften und Weiler befindet. Wie groß das Einzugsgebiet einer Nachbarschaftsalm sein konnte, geht aus dem Beispiel der Dellacher Alm hervor, die 62 Weideberechtigte aus 11 Ortschaften umfasste.

Die Alm einer Agrargemeinschaft befindet sich im Eigentum mehrerer landwirtschaftlicher Betriebe, wobei der Besitz in Anteile gegliedert ist. Die Agrargemeinschaften sind „Körperschaften öffentlichen Rechts“.

Eine besondere Form der Teilung zwischen Eigentum und Bewirtschaftung liegt bei Servituts- bzw. Einforstungsalmen vor. Das Servitut garantiert einem oder mehreren Berechtigten die Ausübung urkundlich geregelter Weiderechte auf fremdem Besitz. Eigentümer des Grundes sind meist der Bund (Bundesforste), das Land oder private Großgrundbesitzer. Die Berechtigung zur Weidenutzung im Wald (Einforstungsrecht) umfasst meist auch bestimmte Holzbezugs-, Tränk-, Wege- und Schneefluchtrechte. Eine Sonderstel-

lung unter den angeführten Almtypen nimmt die im Landesbesitz befindliche Litzlhofalm ein.

Die verschiedenen Almtypen sind in Kärnten sowohl ihrer Anzahl nach als auch hinsichtlich ihrer flächenmäßigen Ausdehnung ungleich stark vertreten: Von den 1.986 bewirtschafteten Almen Kärntens sind 1.569 Einzelalmen (79 %), 368 Almen befinden sich in Besitz von Agrargemeinschaften (18 %), 30 sind sonstige Gemeinschaftsalmen (2 %) und 19 davon sind als Servitutsalmen (1 %) ausgewiesen. Flächenmäßig nehmen die Agrargemeinschaften 51 % der gesamten Almfläche Kärntens ein, gefolgt von den Privatalmern mit 36 % und den Servitutsalmen mit immerhin 9 % Flächenanteil (Stand 2008).

Die Frage nach der günstigsten Besitz- bzw. Bewirtschaftungsform erhitzte lange schon die Gemüter. 1873 favorisierte die Kärntner Landwirtschafts-Gesellschaft noch die Einzelalmen:

„Der freie Besitz ist günstig für eine rationale Bewirtschaftung, Pflege und Verbesserung der Alpen, denn weder indolente Mitbesitzer noch lästige Servitute hindern den Eigentümer all jene Arbeiten und Meliorationen vornehmen zu lassen, die seine Intelligenz, Einsicht und Erfahrung ihm anrathen und sein Fleiß und seine Mittel ihm gestatten.“



Gemeinschaftlicher Wegbau
in Saureggen, um 1908.

Wenige Jahre später hatten die Agrarfachleute ihre Meinung geändert und verwiesen auf den „Übelstand der kleinen Alpenwirtschaf-ten mit zwei bis fünf Kühen“, dem nur durch einen Zusammen-schluss „zu Genossenschaften zur gemeinschaftlichen Verwertung der Milch und Erzeugung marktfähiger Produkte“ abgeholfen wer-den könne.

Naturgemäß hat jede Besitzstruktur ihre Vor- und Nachteile. Der Besitzer einer Privatalm kann am flexibelsten auf neue Rahmenbe-dingungen (z. B. Produktionsumstellungen) reagieren, muss aber zugleich alle Lasten und Investitionen alleine tragen. In der Vergan-genheit wurden die privaten Almen am intensivsten bewirtschaftet. Wegen der hohen Personalkosten bzw. des allgemeinen Mangels an geschultem Almpersonal wurden Privatalmen in den vergan-genen Jahrzehnten extensiver bewirtschaftet und auf Mutterkuh-bzw. Galtviehhaltung umgestellt. Wenn möglich, wird heute das Vieh auf den Einzelalmen vom Heimathof aus betreut.

Agrargemeinschaften erbringen anfallende Investitionen, Fixkos-ten fürs Almpersonal und notwendige Instandsetzungsarbeiten im Kollektiv. Auch größere Aktivitäten wie etwa die Anschaffung moderner technischer Ausstattungen (Melkstände, Melkanlage, Käseerei) oder die Erzeugung und Vermarktung hochwertiger Alm-produkte können gemeinschaftlich leichter umgesetzt werden. Allerdings kann bei Agrargemeinschaften der Fall eintreten, dass Entscheidungen erst nach langwierigen Diskussionen getroffen werden oder gemeinsame Schritte durch persönliche Animositä-ten oft jahrelang hinausgezögert werden.

Die Landwirtschafts-Gesellschaft kritisierte 1873 die nachlässige Be-wirtschaftung vieler Gemeinschafts- und Nachbarschaftsalmen:

„So findet man auf vielen Gemeinschaftsalpen, die mit Galtvieh bestoßen sind, keine Hirten, obwohl ein solcher auf gemeinschaft-liche Unkosten gehalten, den einzelnen Alpgenossen keine bedeu-tende Auslage verursachen und sich reichlich lohnen würde. Man-ches schöne Stück Vieh geht zu Grunde, weil es ohne Aufsicht sich selbst überlassen ist. Bei Gemeinschaftsalpen, auf welchen Melk-vieh gesömmert wird, findet man dagegen wieder anstatt einer gemeinschaftlichen Sennhütte und Stallung so viele Sennhütten und Ställe als Alpgenossen zur Nutzung berechtigt sind.“

Da in den letzten Jahrzehnten die Anzahl der landwirtschaftlichen Betriebe im Abnehmen begriffen war, können viele gemeinsame

Pflichten nicht mehr in vollem Umfang wahrgenommen werden. Während die Zahl der ausübenden Viehauftreiber abnimmt, bleibt die der Stimmberechtigten konstant. In manchen Fällen führte die Stilllegung landwirtschaftlicher Betriebe innerhalb der Agrargemeinschaften zu unterschiedlichen Interessen zwischen aktiven Bauern und der immer größer werdenden Zahl von Personen, die keine Landwirtschaft mehr betreiben. Letztere Personengruppe ist oft nicht mehr bereit, gemeinschaftliche Leistungen wie z. B. Schwenden, Zäunen oder anfallende Reparaturarbeiten, die zur Erhaltung der Almen notwendig sind, zu erbringen. In manchen Fällen gilt ihr Interesse eher der Abschöpfung des Gewinnes aus gemeinschaftlichem Besitz (z. B. von Pachterlösen aus der Jagd oder aus Infrastruktureinrichtungen in Skigebieten).

Schlimm stand es mitunter um die herrschaftlichen Almen, deren Nutzungsrechte den Bauern zustanden. Der Grundeigentümer unterließ die Ausführung notwendiger Almverbesserungen, da er daraus keinen Nutzen zog, und die Bauern unterließen die Meliorationen ebenfalls, da ihnen die Alm nicht gehörte. Forstwirtschaftlicher Nutzen und Jagdinteressen bestimmten dabei das Vorgehen mancher Grundbesitzer, die es nicht ungern sahen, wenn die verwahrlosten Almen als Viehweide unbrauchbar wurden. Die Servituts- bzw. Einforstungsalmnen bargen immer schon ein hohes Konfliktpotential zwischen Grundeigentümer und Weideberechtigtem.

1873 erschienen der Kärntner Landwirtschafts-Gesellschaft die Servitutsalmen als die „am schlechtesten bewirtschafteten“. Als Grund nannte sie die Feindschaft zwischen Berechtigtem und Verpflichtetem:

„Während der Grundbesitzer als Eigenthümer des auf der Alpe wachsenden Holzes den Wald zu schonen wünscht, vernichtet der Weideberechtigte, wo er es nur ungestraft thun kann, jedes aufkeimende Bäumchen, damit die Weide nicht beeinträchtigt wird. Für die Pflege, Räumung und Verbesserung thut der Besitzer nichts, weil nicht er den Nutzen davon hat – der Berechtigte aber gleichfalls nichts, weil Grund und Boden nicht sein Eigenthum sind – und so verwildern und verarmen solche Alpen von Jahr zu Jahr mehr.“

Trotz vieler Unstimmigkeiten ließ sich unter „altbekannten Kontrahenten“ meist ein Kompromiss finden. Durch die Veräußerung von Servitutsalmen an auswärtige Interessenten (Großindustrielle, Bankiers) hat sich heute die Situation in einigen Fällen geändert.

Die neuen Grundbesitzer haben die Alm zu Jagd- und Erholungszwecken oft teuer erworben und stellen die verbrieften Nutzungsrechte an Wald, Holz und Weide in Frage. Manche zeigen wenig Verständnis für die „Servitutler“ und versuchen diese bei der Ausübung des Weiderechts zu beeinträchtigen.

Almvieh

Almgebiete werden ihrer Höhe nach in Niederalmen (unter 1.300 m), Mittelalmen (1.300 m bis 1.700 m) und Hochalmen (über 1.700 m) eingeteilt. Die Höhenlage bestimmt auch die Art der Bewirtschaftung und die Weidedauer auf der Alm, zumal sich der Almsommer alle 100 Höhenmeter im Durchschnitt um 11,5 Tage verkürzt. Dementsprechend können tiefer gelegene Almen bis zu 150 Tage im Jahr bestoßen werden, während Hochalmen meist nur 60 Tage, manchmal sogar nur 40 bis 50 Tage beweidet werden können. Während des Sommers können auch Weidewechsel (Übertriebe) innerhalb einer Alm oder zwischen zwei oder mehreren Almen erfolgen. Dabei werden die Almen in verschiedenen Höhenlagen der Reihe nach bestoßen (Staffelwirtschaft). Der Weidewechsel orientiert sich meist am Stand der Vegetation, hin und wieder ist er auch an fixe Termine gebunden.

Viehübertrieb, Großfragant, 1940.

„Der Übertrieb is früher bei dem Hauf'n Vieh, was umadum woa schon fast wie a lustige Himmelfahrt g'wesen. Da hast an gefährlichen Stellen zuwasteh'n müss'n.

An guten Stand hast haben müssen, so zwei Handbreit umadum und himmelhoch die Wänd, aber du hast einesteh'n müssen.

Bei jedem Übertreiben is erst a ‚Vaterunser‘ gebetet worden und danach is das Gatterle aufg'macht worden.“ (Johann Gugganig, Grafenberg/Mölltal, 2009)



Früher sorgten die Almhirten dafür, dass die Weideflächen gleichmäßig und entsprechend dem Futterangebot beweidet wurden. Der Hirte trieb das Vieh gezielt an bestimmte Stellen der Alm, dabei bedurfte es einigen Wissens über Gefahrenplätze, Futterqualität, Tränkemöglichkeiten oder Wetterlagen.

Recht anschaulich schilderte Julius Heinrich Gottlieb Schlegel Hirtenalltag und Beweidung in seinem 1798 erschienenen Büchlein „Reise durch einige Theile vom mittäglichen Deutschland und dem Venetianischen“, auf der er auch Kärnten besuchte:

„Die Viehhirten, deren Anzug meistens in einem grünen großen Filzhut oder dünnen hölzernen Hut, einem schmutzigen Hemd, kurzer Jacke, ledernen oder schlechten Tuchbeinkleidern und hölzernen Schuhen mit oder ohne Fußseisen besteht, sitzen oft Tage hindurch in diesen menschenleeren Gegenden ganz einsam auf einem Felsen, beständig der drückendsten Sonnenglut ausgesetzt, wovon sie ganz braun gebrannt sind, und beschäftigen sich höchstens mit kleinen Handarbeiten, z. B. mit Verfertigen von geflochtenen und hölzernen Schuhen. Schwarzes Brod und Käse ist den Tag über ihre Speise, Milch oder Branntwein, den sie meist in einer hölzernen Flasche bei sich führen, ihr Trank; in Ermangelung desselben Wasser oder Schnee, der immer in den Buchten, wo keine Sonnenstrahlen hinfallen, anzutreffen ist. Gegen Abend treibt der Hirt sein Vieh zusammen und zieht mit ihm in dessen Lagerstätte.



Nach dem Viehübertrieb,
Großfragant, 1950er-Jahre.

„Nach dem Übertreiben, wenn
des Vieh schon auf'm rechten Ort
woa, is ma zusammeng'hockt.
Dann hat ma g'jausnet, a Schnapsl
hat wohl jeder drin g'habt im
Bucksack. Wenn der Schnaps
gar woa, is manchmal g'sungen
worden. G'sungen is früher viel
worden.“ (Johann Gugganig,
Grafenberg/Mölltal, 2009)



Hirte beim Geben von „Leck“
(Mischung aus Salz und Getreide),
Alm bei St. Oswald, um 1930.

„Zu früherer Zeit haben wir beim Vieh bleib'n muss'n. In der Früh hast muss'n um halb fünf aufstehen, da woan die Kühe zum Holen und Melken und a paar Gaß woan a zum Melken. Dann frühstückn, a bissl a Jaus'n einpacken, a Plent'n und a Milch. Und dann auf die Höh' mit'm Vieh und am Nachmittag oba. Allemal. Hat's nix geben. Außer es hat ganz wild getan, dann sind wir herunter bei der Hütt'n geblieben. Überall gibt's gefährliche Stell'n in die Almen. Sind lei g'wisse Almen, die nit g'fährlich sind. Aber meistens gibt's Gräben, dass du möchtest den Hut draufschmeißen. Da muss man immer a bissl schau'n. Mit die Elektrozaun is das heute ja kein Problem. Ein paar Stabalan reing'steckt und g'schwind is er g'spannt.“ (Jakob Stramitzer, Würmlach/Gailtal, 2009)

Hirte am Weißenbach im
Großen Fleißtal, 1939.

So vortrefflich dem meisten Vieh der Aufenthalt auf den Alpen bekommt, so muß doch darauf gesehen werden, daß man nicht zuviel Vieh zugleich auf einer Alpe weiden lasse; sonst haben sie zwar anfänglich genug Futter, aber über lang oder kurz wird die Weide abgegrast und es entsteht Mangel. Selten geht der Sommer ohne Unfälle vorbei. Manches Thier bricht sich den Hals oder das Bein, oder wird von Bären oder Wölfen zerrissen. Zuweilen schleichen sich Krankheiten oder ansteckende Seuchen unter ihnen ein. Im Jahr 1793 z. B. wurden in mehreren Gegenden halbe Herden blind.“

Heute fehlt für eine systematische Beweidung vielfach das notwendige Personal und nicht selten weidet das Galtvieh ohne ständige Aufsicht auf den ausgedehnten Almflächen. Auf manchen Almen wird das fehlende Almpersonal durch die Einrichtung von Koppeln ersetzt (Koppelwirtschaft), d. h. ein geregelter Weidegang wird durch das Einzäunen kleinerer Almflächen erreicht. Die Weidedauer in den Koppeln ist abhängig von deren Größe, dem Futterangebot und der Stückzahl der Rinder.

Heute beschreiben Namen wie Kuh-, Ochsen-, Pferde-, oder Schafalm mitunter Weideformen vergangener Tage. Ob Kühe, Galt- und Jungvieh, Ochsen und Stiere, Pferde, Schafe oder Ziegen auf einer Alm gehalten werden, hängt von den naturräumlichen Gegebenheiten einer Alm ab. Die Kühe weiden meist in tieferen Lagen oder nahe der Baumgrenze. Ausschlaggebend dafür sind die besseren Weideflächen und Betreuungsmöglichkeiten, die kürzeren Wege für den Abtransport der Produkte sowie der erhöhte Holzbedarf der Sennereien.



Mittlerweile weidet auf vielen Kuhalmen nur noch Galtvieh, ansonsten wird es auf höhere Lagen getrieben. Den Schafen bleiben oft nur spärlich bewachsene Hochgebirgsflächen nahe der Felsregion vorbehalten. In der Vergangenheit wurden die Bezeichnungen Kuh-, Senn- oder Melkalmen identisch verwendet. Sie benannten Almen, wo die gewonnene Milch an Ort und Stelle zu Käse oder Butter verarbeitet bzw. versennt wurde. Heute sind die Almen mit Milchverarbeitung stark zurückgegangen.

Auch Pferdealmen gibt es nur noch in geringer Zahl. Vor allem der Noriker war laut Ausführungen des Agrarexperten Cosmas Schütz „nicht bloß zum schweren Zuge, sondern auch im Acker und am Wagen gut zu gebrauchen“. Seiner Meinung nach repräsentierte der Noriker ein „tief gestelltes, gutes, ausdauerndes Bergpferd, das, in rauher Alpe abgehärtet, so ganz den natürlichen Verhältnissen entspricht, unter denen es sich entwickelt hat“.

Generell fördert das sommerliche Weiden auf den Almen die Widerstandskraft und Konstitution des Viehs. Beim Weiden auf der Alm legen Rinder bis zu vier Kilometer am Tag zurück, sodass sie beim Almabtrieb recht „durchtrainiert“ sind, das vielseitige Futterangebot der Almen trägt ein Übriges zu ihrer Gesundheit bei. Ein Umstand, der auch dem aufmerksamen Reisenden Julius Heinrich Gottlieb Schlegel gegen Ende des 18. Jahrhunderts nicht verborgen blieb:

„Es gibt zwischen den höchsten Gebirgen Viehweiden, die aus tiefliegenden, größtenteils trockenen Ebenen bestehen und hier von den Landleuten besonders Almen oder Alpen genannt werden. Sobald der Sommer beginnt, treibt man große Herden von



Bis zur nach 1945 einsetzenden Mechanisierung der Landwirtschaft wurden traditionellerweise Pferde zum Fuhrwerken, Säumen und als Zugtiere eingesetzt. In den letzten beiden Jahrzehnten ist kärntenweit wieder eine leichte Zunahme der Pferdezucht zu verzeichnen, was auf die immer beliebter werdende Freizeitnutzung der Pferde zurückzuführen ist.

Pferdeauftrieb auf die Retschitz Alm, 1930.

Rindern, Ziegen und viele Pferden dahin, wo sie bis in den tiefsten Herbst bleiben. Ein Viehhirt, hier Halter genannt, hütet sie den Tag über, und weil jedem Stück Vieh ohne Ausnahme große helltönende Glocken an den Hals gehangen werden, verliert sich selten eines. Abends treibt man jede Truppe auf einen meist unter Nadelbäumen umzäunten Platz zusammen, wo sie beständig ohne Dach übernachten und mit dem frühen Morgen von neuem weit und breit ihr Futter suchen. Diese Wiesen sind zwar meist mit kurzem, aber fettem, nahrhaften Gras, vortrefflichen Kräutern, an vielen Stellen aber auch nur mit dürrerem isländischen Moos bewachsen; dem ungeachtet wird das Vieh dick und fett, krank gewesene erholen sich bald, und wirklich krank hingetriebene werden öfters wieder munter und stark.“

Der Almaufenthalt stellt nicht nur an die Menschen, sondern auch an das Vieh besondere Anforderungen. Das Handbuch über die „Alpenwirthschaft in Kärnten“ von 1873 berichtete über die widerstandsfähigen heimischen Rinderrassen:

„Nicht selten wird das Vieh, welches, durch eine karge Winterfütterung herabgekommen, nach einem 10- bis 12stündigen Marsche auf der Alpe ermattet ankömmt und ohne Lust zum Fressen sich nur niederthut, sobald der Stock des Treibers Ruhe gibt, durch einen Schneefall überrascht, der manchmal eine neue, mehrere Tage anhaltende Schneedecke über die Alpenmatten breitet. In solchen Fällen hat das Vieh viel zu leiden, da für das Galtvieh fast nirgends Stallungen oder Schirmdächer bestehen. Es ist zu wundern, daß dabei nicht mehr Vieh krank wird, und zeugt dies von der Härte und Ausdauer unserer heimischen Racen.“

Mittlerweile wurden viele bodenständige Rassen durch leistungsfähigere Rinder zurückgedrängt. Von dieser Entwicklung war vor allem das Pinzgauer Rind betroffen, neben dem Blondvieh einst die gängigste Rinderrasse Kärntens. Pinzgauer wurden wegen ihres ausgeglichenen Temperaments, ihrer Robustheit und Ausdauer geschätzt. Die Zucht der Tiere „mit schöner roter Farbe und weißem Kreuz“ war auf Milch-, Mast- und Arbeitsleistung ausgerichtet. Nicht selten mussten auf kleinen Bergbauernhöfen alle anfallenden Arbeiten mit der Kuh als einzigem Zugtier bewältigt werden. Das Mölltaler Rind war dem Pinzgauer sehr ähnlich und erregte bei der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 erstmals das Interesse der Viehzüchter und fand bald über das Mölltal hinaus Verbreitung. Ab



1900 wurde das Mölltaler Rind allmählich von anderen Rassen verdrängt, sodass es heute als „ausgestorben“ gilt.

Pinzgauer im Oberen Mölltal, um 2005.

Benno Martiny schrieb über das Mölltaler Rind:

„Die Körpermasse des Mölltaler Schlates ist eher unter als über mittel. Der Körperbau ist fein, kräftig und wohlgestaltet, der Kopf mehr kurz als breit. Die Gangart ist munter und leicht, das Gemüt sanft und zutraulich. Die Futteransprüche sind infolge der landesüblichen Haltung gering. In Folge der Sommerung auf den Alpen und des bis zum Beginn des Winters im Tale fortgesetzten Weideganges erfreut sich der Viehschlag eines vorzüglichen Gesundheitszustandes. Im Zuge, wozu nicht bloß Ochsen, sondern auch Kühe und Zuchtstiere verwendet werden, ist das Vieh gelehrig, leichtfüßig und ausdauernd.“

Die Rindviehzählung 1923 ergab, dass Kärnten damals über 50 % Pinzgauer, 43 % Blondvieh und 4 % Murbodner verfügte, während die Simmentaler mit nur 1,5 % noch einen verschwindenden Prozentsatz ausmachten. Das Fleckvieh, das sich aus dem Simmentaler Rind entwickelt hat, ist mittlerweile die am häufigsten anzutreffende Rinderrasse Kärntens. Im Unterschied zu den heimischen Rinderrassen war das ursprünglich in der Schweiz beheimatete Fleckvieh um einiges schwerer und seine Milchleistung wesentlich höher.

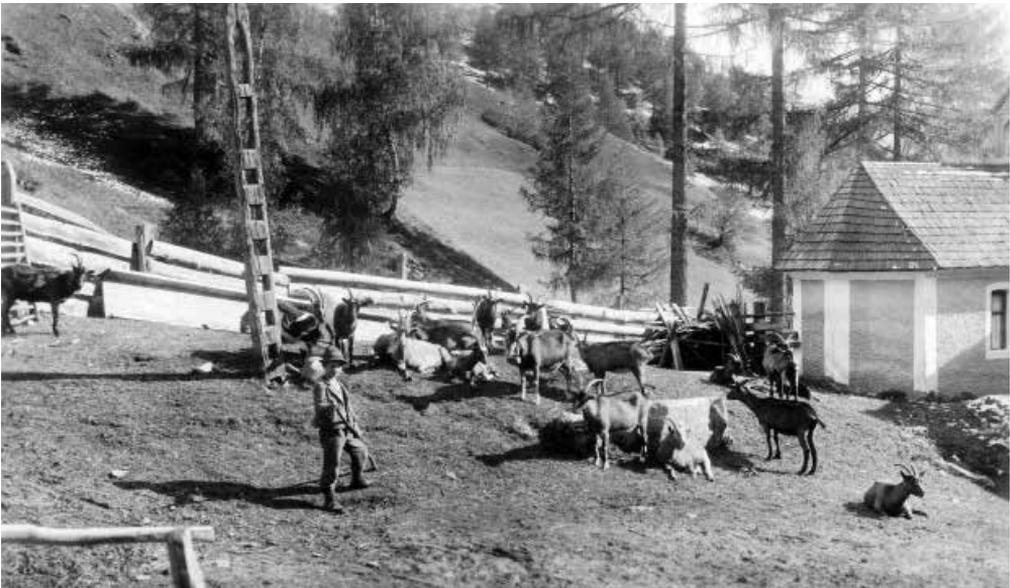
Bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts geriet die heimische Schafzucht in eine Krise: Der Export von Schafen zu den Pariser Fleischmärkten sank wegen der französischen Einfuhrzölle schlagartig. Zudem bewirkten der zollfreie Import ausländischer Wolle und die Konkurrenz billiger Baumwolle und Kunstfasern, dass die Preise für Schafwolle fielen. Mit der Aufgabe der Selbstversorgerwirtschaft verlor auch die Schafhaltung zwecks Fleisch- und Wollproduktion an Bedeutung. Gegenwärtig macht sich die zunehmende Nachfrage nach gesunden Almprodukten bei artgerechter Tierhaltung durch ein Ansteigen der Ziegen- und Schafalping bemerkbar.

„Das Zusammentreiben der ‚Gaß‘ war Kinderarbeit. Die Kinder mussten in der Früh die Ziegen hinauftreiben und am Abend wieder herunter.“ (Hubert Lackner, Pockhorn/Heiligenblut, 2009)

Junger Ziegenhirte bei Heiligenblut, um 1935.

Als der Wiener Beamte Joseph Kyselak in den 1820er-Jahren Kärnten durchwanderte und bei Mallnitz Quartier bezog, hielt sich seine Begeisterung für das kredenzte Schöpsenfleisch in Grenzen:

„Im Wirthshause genoß ich etwas von dem Bocksfleische, das zwar nicht wohlschmeckend, jedoch durch die Alpenkräuter besser als in flachen Landen ist. Der Wanderer wird in Gebirgsgegenden zur Sommerszeit durchgehends damit geplagt; weil man es später des stärkeren Geruchs wegen nicht gerne benützt und Geiße und Böcke weit leichter auf Alpen sich vermehren als Schafe, die dann für den Winter aufbewahrt werden; Rindfleisch ist übrigens eine höchst seltene Speise.“

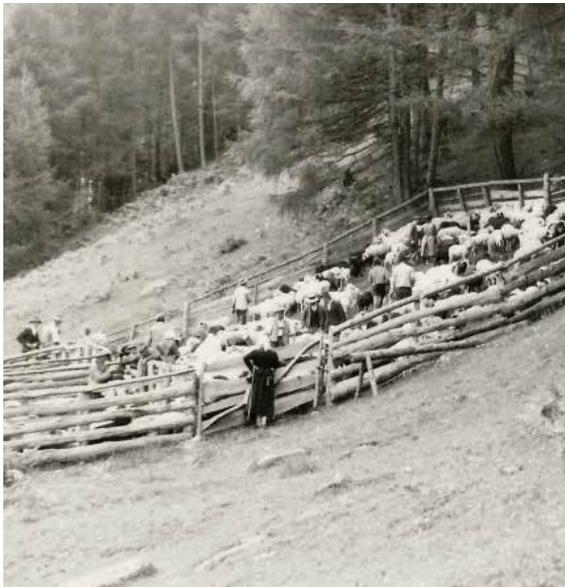


Almschweine wurden früher vor allem auf Sennalmen aufgetrieben, wo sie mit der bei der Käseproduktion anfallenden Molke gefüttert wurden. Die Angaben zu den Auftriebszahlen von Schweinen geben Auskunft über die Schwerpunktgebiete der Sennalmen. In den 1870er-Jahren wurden kärntenweit weit über 4.000 Schweine auf die Almen getrieben, allein im Karnischen Alpengebiet des Gailtales, dem Zentrum der Almsennerei, waren es 905 Stück. 1952 wurden immerhin noch 1.648 Schweine auf Kärntens Almen gehalten. Mit der Abnahme der Sennereibetriebe ging auch die Zahl der Almschweine zurück, sodass sie heute nur noch selten auf Kärntens Almen anzutreffen sind.

„Früher wurden auf die Rattendorfer Alm auch noch Fack'n aufgetrieben. Die sind schon um zwei Uhr früh fort, damit sie nit in die Hitz' kommen, ‚Fack'ntreiben‘ haben wir g'sagt.

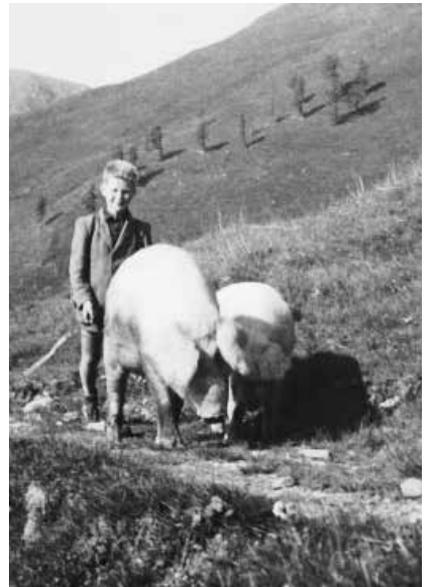
Im September 1984 war bei uns das Hochwasser. Das Vieh war noch oben und den Weg hat's weggeschwemmt, ans Abtreiben wo nit zum Denken. Die Schweine haben's mit'm Hubschrauber heruntergeflogen.“ (Hermann Lackner, Jenig/Gailtal, 2009)

Nach dem Almadtrieb werden die Schafe aussortiert, Mölltal 1938.



Damit nicht allzu große Wühl-schäden entstanden, wurden die Schweine „geringelt“, d. h. sie bekamen einen Ring durch die Nase gezogen. 1889 beschrieb Michel Knittl das „Ringeln“ der Schweine auf der Dechant Alm so: „Der Halter ‚ringelt‘ üppige Schweine, welche mit ihrem Rüssel immer in der Erde wühlen, d. h. er sticht ein Loch durch den oberen Theil des Rüssels und steckt einen Eisendraht durch.“

Gerlamoser Almadtrieb mit Schweinen, 14. Juni 1958.



Almheu

„Mei Großvater hat alleweil g'sagt: ‚Wie das Gras beim Stan, so das Fleisch beim Ban.‘ Das stimmt a, gell, da sind viel Nährstoffe drinnen im Almgras, das is hochwertiger wie das Futter herunten im Tal.“ (Jakob Stramitzer, Würmlach/Gailtal, 2009)

Die Almweide wird aufgrund ihres Reichtums an Nähr- und Inhaltsstoffen, wegen ihrer gesunden Kräuter und Artenvielfalt geschätzt. „A Fuadale Almheu is besser wie drei Fuadalen Landheu“ hieß es landläufig. Daher spielte neben der Weidenutzung der Almen das Mähen der Almflächen in alpinen Hochlagen seit jeher eine bedeutende Rolle. Überwiegend beschränkte sich die Heugewinnung auf steile, schwer zugängliche Berghänge, sogenannte Bergmähder. Das unter schwierigen Umständen gewonnene Almheu war von guter Qualität, es war fein, ergiebig und nahrhaft.

Der Reisebericht des Naturforschers Sigmund von Hohenwart aus dem Jahre 1783 gewährt einen Einblick in die historische Nutzung der Bergmähder im Nockgebiet:

„Da das Wetter sich sehr günstig zu unserer Alpenreise zeigte, verließen wir Reichenau und richteten unseren Weg den Alpen zu, die man hier Gärten nennet. Nach zwey Stunden, die wir immer bergan zu steigen hatten, kamen wir in den Garten. Meines Erachtens mag nichts lächerlicher seyn, als die Benennung dieses Orts: Man kann sich kaum etwas einsameres und schreckbareres vorstellen, als diese Wildniß ist. Man findet nur wenig Plätze, wo die Sense geworfen werden mag, und doch wird im Sommermonat mit unbeschreiblicher Mühe alles niedergemähet, aufgedörret, und von den Bauern nach Haus gebracht, weil es ein überaus nahrhaftes Futter des Viehes ist: wie 1 zu 6 verhält sich dies Alpenheu gegen jenes im niedrigen Lande.“

Das Bergheu stellte eine überlebensnotwendige Futtergrundlage am Heimathof dar, wo sich die Höhe des Viehbestandes stets nach der Menge des zur Verfügung stehenden Winterfutters richtete. Zusätzlich zu den Bergmähdern gab es neben den Almhütten meist eingezäunte Flächen, sogenannte Almanger, die nicht nur gemäht, sondern auch gedüngt und im Herbst als Nachweiden genutzt wurden. Ein Teil des dort gemähten Heus diente als Notration für das Vieh während Schlechtwetterperioden, bei überraschenden Win-

tereinbrüchen oder für erkrankte Tiere. Selbst in unzugänglichen Gegenden mähten die Sennerinnen in mühevoller Arbeit das nötige Zufutter. Das mit der Sichel von steilen, felsigen Rasenflächen gewonnene Almgras schafften sie in großen Buckelkörben zum Stall. Wenn das Gelände extrem ausgesetzt war, stopften sie die wertvolle Ausbeute in einen Sack und warfen diesen über die Felsen.



Sennerin beim „Burrentragen“,
Dyonis Alm, 1937.

Maria Pernull, vierzig Jahre
Sennerin auf den Gailtaler Almen,
erinnert sich an die aufwendige
Futterbeschaffung: „Von der
Buchacher Alm a halbe Stunde
bergauf, da hab' i die Wiesen mit
der Sichel g'mäht und am nächs-
ten Tag alles zusamm'recht.
Die Burren hab' i auf'm Kopf obe
zum Stadel getragen, die hab'n
schon a G'wicht g'habt.“ (Maria
Pernull, Wernberg, 2009)

Bergmahd

Meist waren mehrere Mäher im Einsatz, um die Almflächen zu mähen. Bereits nach der Schneeschmelze wurden die steilen Wiesenhänge von Steinen gesäubert, damit während der sommerlichen Mahd die Sensen nicht allzu sehr litten. In den vier bis sechs Wochen, die zwischen dem ersten Schnitt der Talwiesen und der Getreideernte lagen, wurden im Juli und August die Bergmahden durchgeführt. Einige Tage vor Mähbeginn ging jemand auf die Alm voraus, um das „Liegerheu“ zu mähen. Dieses diente als Bettunterlage in diversen Behelfsunterkünften. Die Mäher nahmen das ganze Arbeitsgerät, Geschirr und Verpflegung für mehrere Tage, samt einer Milchziege, mit. Das Mähen mit der Sense erforderte nicht nur Ausdauer, sondern auch handwerkliches Geschick. Dengelstock und Hammer wurden mit auf den Berg genommen, Wetzsteine und der wassergefüllte „Kumpf“ durften ebenfalls nicht fehlen. Früh am Morgen

Mittagspause, Heumahd
bei St. Oswald, 1932.

Die tägliche Kost der Mäher bestand vornehmlich aus Speck, Brot, Polenta, „Mungg'n“ (Getreidebrei mit Milch und Butter) und „Kaskigelen“ (Käsekugeln, bestehend aus Mehl, Topfen und Ei). Zum sonntäglichen Kirchenbesuch stiegen die Mäher am Wochenende zu ihren Höfen ab. Mit frischen Lebensmitteln versorgt, begaben sie sich am Sonntagnachmittag wieder zu ihren hoch gelegenen Arbeitsplätzen.



begannen die Mäher mit der Arbeit, wenn das feuchte Gras das Sensen erleichterte. Manche Bergmäher waren so steil, dass man Steigeisen anlegen oder sich beim Mähen anseilen musste. Nach einem kurzen Frühstück wurde je nach Wetterlage weitergemäht oder geheut. Das Heuwenden bzw. Zurechen bedurfte einigen Geschicks und wurde meist von Frauen verrichtet. Das Mähen in steilsten Gebirgshängen und der oft abenteuerliche Heimtransport des Winterfutters erregten recht früh die Aufmerksamkeit von Reisenden und Volkskundlern. Der „Wildheuer“ entwickelte sich dabei zum romantisch verklärten Heroen bodenständigen Alpenlebens.

Die vom gefährlichen Bergleben ausgehende Faszination schwingt auch im 1817 von Johann Jenull für die Zeitschrift *Carinthia* verfassten Bericht über die Bergmahd bei Heiligenblut mit:

„Auf den Hochalpen, wo keine stärkere Pflanze, kein Bäumchen, kein Krummholz mehr gedeiht, liegen die weiten, ausgedehnten, aber ebenso kargen, steilen und nackten Wiesen der Thal- und Bergbewohner. Hier ist es, wo sie – ihre Füße mit Steigeisen bewaffnet – über schauerlichen Abgründen die blinkende Sense schwingen, um für ihre Kühe kaum fingerlange, aber aromatische, edle Gräser zu gewinnen, die sie ohne diese mühsam errungene Beihülfe nicht zu ernähren im Stande seyn würden. Auf seinen Gott, seinen schwindellosen Kopf und seine Fußseisen vertrauend bringt

der Bauer mit seinen Knechten hier gewöhnlich den August-Monat zu, reich und zufrieden einzig durch seine Nichtkenntnis von Bedürfnissen. Seine Nahrung während dieser Mäh-Zeit besteht in der Milch von 2 bis 3 mitgebrachten Geisen und im schwarzen Brot oder der sogenannten Mungge; seine Alpengeräthschaft (außer Steigeisen, Sense und Rechen) ist eine kupferne Pfanne; seine Liegestätte eine Felskluft mit ein paar vorgelegten Brettern. Hier auf seinem aus Heu gemachten Bette, bedeckt mit einem Schafpelze, trotz er jedem Anfall der Witterung und Stürmen, wenn auch bei seinem Erwachen die in der Pfanne vorrätige Geismilch mit Eisrinde überzogen ist. Nur Sonnabends geht der Mäher nach Hause, um Sonntags der Messe und Predigt beizuwohnen, kehrt aber am nämlichen Tage auf seine Bergspitze zurück. Ist das Gras auf diese mühsame Weise gemäht, so wird es ohne besondere Trocknung in kegelförmige Häufen, Tristen genannt, um wohlbefestigte Stangen an solchen Orten zusammengeschlagen, welche den Schneelawinen und Sturmwinden nicht ausgesetzt sind.“

Das Bergheu wurde entweder in kleinen Heuhütten gelagert oder zu sogenannten Heustristen gestapelt. Dabei wurde das Heu um zwei bis drei Meter lange Fichtenstangen aufgeschichtet. Der sorgfältige Aufbau einer Triste bedurfte einiger Erfahrung: Zuerst wurden auf dem Boden Grünerlen ausgelegt, damit das Heu nicht nass wurde. Das Heu musste gut festgetreten werden, damit sich der Heustock bei Wind und Wetter nicht auflöste. Damit das Wasser abfließen konnte und das Heu nicht zu faulen begann, bildete ein Wasenziegel den Abschluss. Die Heustristen wurden ebenso wie die Heuhütten an lawinensicheren Plätzen angelegt.

Während des Sommers zogen in einigen Gebieten des Oberen Mölltales über 10 % der Einwohner (Kinder nicht mitgerechnet) auf die umliegenden Almen. 1925 skizzierte der Geograph Hans Spreitzer die damals dort üblichen Bevölkerungsbewegungen:

„Den Höhepunkt der jährlichen Almwanderung stellt die Zeit dar, in der die Mähwiesen gemäht werden. Mitte bis Ende Juli zieht oft die ganze Familie des Bauern mit Knechten und Mägden für einige Tage, auch für eine Woche, auf die im Almgebiet gelegenen Mahderhütten und lebt dort, bis die Mahdzeit vorbei ist. Diese bringt die Leute oft in Wohnstätten, die noch höher liegen, als die höchsten Almhütten und zu dieser Zeit sind am meisten Menschen in der Almregion zu treffen.“

Bergmäher im
Wangenitzental, um 1930.



In der Publikation zur Kärntner Almwirtschaft aus dem Jahre 1876 heißt es, dass man „zur Zeit der Heumahd auf den Alpenwiesen im Thale ganze Dörfer entvölkert sieht und daß bis auf den Pfarrer und wenige alte Leute alle Bewohner, Nomaden gleich, mit ihrem ganzen Hausstande und ihrem Vieh auf die Hochweiden ziehen“.



Heustristen im Oberen Mölltal, um 1940.



Heuernte, Apriach, 1940.
Das um den Pfahl gelegte Seil hält den Heuschlitten zurück.

„Bei der Almmahd waren wir eine ganze Woche oben. Zur Versorgung wurden Ziegen mitgenommen, die hab'n so viel Milch g'habt, dass wir gar nit alles trinken konnten. Übernachtet haben wir in die Heuschupf'n. Meist is jemand ein paar Tag' früher zu den Schupf'n hinaufgegangen, um das Liegeheu vorzubereiten. Das Heu is in die Schupf'n gekommen, Tristen hat's nur dort geb'n, wo keine Schupf'n woan. Im Winter is das Heu g'holt worden, Wind hat dabei keiner sein dürf'n, der hat das Fuada vertrag'n. Wenn Wind woan, sind die Hatza (Heuzieher) wieder heimgekommen.“ (Maria Schmidl, Apriach/Mölltal, 2009)

Heuziehen

In manchen Gebieten wurde das Heu bereits im Herbst mit dem Leiterwagen oder einem einachsigen Heukarren, „Grät“ genannt, ins Tal gebracht. Meist aber brachte man das Heu im Winter zu Tal. Der winterliche Abtransport erfolgte mit Schlitten oder Behelfsgeräten, die je nach Bautyp und Region als „Taxn“, „Ferggln“ oder „Schloapf“ bezeichnet wurden. Die Maßeinheit beim Heuziehen war das „Fuder“ oder „Fuada“ (eine 300 bis 400 kg schwere Ladung Heu). Das Heu blieb bis um Weihnachten auf der Alm und wurde dann über den Schnee heimgebracht. Der Sinnspruch „Lichte Mett'n, finstere Stadel“ besagte, dass zu Heiligabend das Almheu schon heimgeführt war, da die gefüllten Heustadel „finster“ waren. „Lichte Stadl, finstere Mett'n“ bedeutete umgekehrt, dass es höchste Zeit war, das auf den Almen gelagerte Heu nach Hause zu bringen.

Manchmal lagen die im Sommer errichteten Heustristen so tief im Schnee, dass nur mehr die Triststangen den Standort markierten. Außerdem war das Heuziehen eine gefährliche Arbeit. Bei lockerem bzw. tiefem Schnee konnte der Heuzieher in den Schnee einsinken

und die Last über ihn hinwegrutschen. Bei eisiger Spur ins Tal musste er alle Kraft zum Bremsen der Heufuhre aufwenden.

Die Unerschrockenheit der Heuzieher erregte schon früh die Bewunderung der Städter; voller Pathos informierte Johann Jenull 1817 seine Leser über die winterliche Bringung des Bergheus im obersten Mölltal:

„Der bei weitem gefährlichere Theil und vielfältig mit Lebensgefahr (nicht selten mit Lebensverlust) verbundene Theil ist das Heimbringen des Heu's in Mitte des Winters. Nur in dieser Jahreszeit, wenn alles fest gefroren ist, Berge und Thäler tief mit Schnee verhüllt sind, kann der Bauer daran denken, sein Heu von den Hochalpen nach Hause zu ziehen. Dieses Geschäft (Hatzen, Heuziehen) ist immer ein Anliegen der ganzen Nachbarschaft, und gewöhnlich ordnen es die Bauern zwischen sich so, daß die gesamten Knechte an einem Tage bei diesem Bauern, an einem andern bei dem zweiten Nachbarn, und so der Reihe fort bis zum letzten, zusammenkommen und die gefährliche Arbeit vollbringen. Kein Pferd, kein Ochse ist zu diesem Fuhrwerke in den kahlen, höchst steilen, weglosen Alpen zu brauchen; jeder Hatzter bringt seinen Schlitten selbst mit sich, und so sammelt sich die ganze Gesellschaft um 10 bis 11 Uhr nachts in jenem Hause, dessen Heuzug vorgenommen werden soll. Man ißt ein mäßiges Nachtessen, um sich zur mühevollen Arbeit zu stärken und jedermann erhält dabei etwas Branntwein. Um 12 Uhr Mitternacht wird ein kurzes Gebet verrichtet und nun geht der Zug im Mondenschein vom Hause auf die Hochalpen zu den tiefbeschneiten Heustristen. Nach einem höchst lästigen Gange von 5 bis 6 Stunden kommt der Zug auf der Alpwiese an. Sogleich wird der kostbare Schatz vom Schnee befreit; es werden die Schober in kleine so genannte Alpfuderl gebunden, und jeder solcher Bund unter hundert Gefahren über steile Felsen auf Stricken hinabgelassen; dort, wo es eben oder streckenweise aufwärts geht, gezogen; und bis zur Stelle, wo die Schlitten stehen, fortgeschleppt. Hier werden jene Bündel auf Schlitten überpackt, und es beginnt eine schnelle, aber oft doppelt gefährliche Fahrt über die steilen Berge abwärts der Heimat zu, wo der Zug gewöhnlich nach 4 Uhr nach Mittag erwartet wird. Glückliche Bewohner der Alpen, wenn sie in langer Fuderreihe ohne Unfall bei den braunen Hütten anlangen! Unter feierlichem Jubel erwartet die Heimkehrenden ein köstliches Hatzter-Mahl, bestehend aus gebackenen Nudeln, Schmalzmuß, gesauerten Erbsen, Honigkugeln, Knödel und Sauerkraut.

Doch nicht immer endet die gefährliche Unternehmung so glücklich. Schmerzlich drängt sich hier die Erinnerung eines Unglücks vor, welches vor einigen Jahren einer Gesellschaft von Heuziehern widerfuhr. Fromm betend traten sie bei heiterem Sternenhimmel zur Mitternachtsstunde ihre Reise auf die tiefbeschnittene Alpweiese an, allein der Morgen umwölkte die Berge und hüllte den folgenden Tag in dichte undurchdringliche Nebel. Dennoch ging unter heftigem Schneegestöber der Zug mit den wohlgefaßten Fudern schon heimwärts; doch sah der Führer nicht eine Klafter (knapp zwei Meter) vor sich; noch konnte der nachfolgende den ersteren erblicken. Schnell wie im Fluge glitten sie durch den dichten Nebel über eine steile Leiter hinab, und weh den Unglücklichen! – einer stürzte dem andern über einen 60 Klafter hohen senkrechten Fels in den fürchterlichsten Abgrund – und unvermeidlichen Tod nach! – Keiner hatte in der sturmvollen Finsternis den Ort erkannt, wo er war; keiner den Abgrund früher entdeckt; als er bereits abstürzend in denselben sein plötzliches grauenvolles Ende fand. Erst mehrere Tage nach dem fürchterlichen Ereignisse gelang es den bestürzten Angehörigen und Nachbarn die erstarrten und zerschmetterten Körper in unzugänglichen Felsgestellen aufzufinden. In dumpfer Begleitung wurden die Verunglückten nach Heiligenblut zum Friedhofe gebracht und dort unter dem Segen des Pfarrers in der geliebten heimathlichen Erde zur ewigen Ruhe bestattet.“

„Um Mitternacht sind die Hatzta weggegangen, meist waren sie drei bis vier Stunden unterwegs. Da hat niemand gemeckert, jeder hat sich auf die Arbeit g'freut. Da woan a viel mehr Leut', an bestimmten Tagen war alles voll mit die Hatzta, die Pferd, die Fuada, überall, wo du hing'schaut hast. Heut' wird das Heu mit'm Traktor heruntergeführt, wir bringen's aber immer noch mit'm Ross ham.“ (Maria Schmidl, Apriach/Mölltal, 2009)

Heuziehen im Winter,
Apriach, 1927.



Die frühen Reisenden und Gelehrten neigten zur Romantisierung der Gebirgswelt und der Lebensgewohnheiten der Alpenbewohner.

Tatsächlich haftete der Arbeit des winterlichen Heuziehens wenig Romantisches an, wie auch folgende Beschreibung über den Heu-transport von der Jauken Alm vermuten lässt:

„Ein paar Leute sind vorausgegangen und haben die sogenannte Riese (Gleitspur) g'macht. Um drei Uhr früh sind alle mit Laternen weg und bevor's hell woa, hab'n sie schon Fuada g'fasst, da woan ja Spezialisten dabei. Eine Fuada woa nit ganz zwei Meter hoch und drei Meter lang. Mit'm Schlitten is da nix gegangen. Wir hab'n drei leicht aufgebogene Bamlan auf'n Boden gelegt, drüber sind die Strick kommen und dann das Fuada drauf. Das hat schon ein Gewicht g'habt. Insgesamt woan's sieben oder acht Fuada. Wenn die fertig woan, is g'jausnet woan und dann is es hinuntergegangen. Die Spur woa schon a bissl eisig, da hat man mit die Stecken viel sperren (bremsen) müssen. Den Ziehgurt hat man weggetan, damit die Fuada einen nit mitreißt. Und da hat sich mei Vater die Hand ausgekegelt, er hat's dann wohl wieder reingebracht. Da hab'n wir mit'm Fuada über einen Felsen springen müssen. Aber schon kriminell. Da waren gute Leut' dabei. Hinten hat einer niederhalten müssen, damit's nit unter und über geht.“ (Jakob Zankl, Stollwitz/Gailtal, 2009)

Nur noch wenige Bauernfamilien transportieren das Heu auf traditionelle Weise im Winter zum Heimathof, Apriach, um 2005.



Obwohl sich die Bergmäher mehrheitlich in Privatbesitz befanden, existierte eine Form der nachbarschaftlichen Zusammenarbeit, sei es beim Mähen oder beim Heuziehen. Die schwere Arbeit des Heuziehens war nicht ausschließlich Männersache.

Maria Pernull war als Mädchen beim Heuziehen auf der Buchacher Alm dabei, von wo mehrere Bauern gemeinschaftlich ihr Heu heimbrachten:

„Nach dem Heuzieh'n haben wir bei demjenigen, für den das Fuada g'holt worden is, was zum Essen bekommen, a Supp'n mit an Fleisch, das hab' i am liebsten g'habt. Das woa wie bei einer Hochzeit, so is da hergegangen.“ (Anton Spöttling, Grafenberg/Mölltal, 1996)

„Vorm Zweiten Weltkrieg hab'n die Bauern von Stranig, Buchach, Goderschach, ungefähr zehn Leute, das Heu im Winter von der Buchacher Alm g'holt. I bin a mitgegangen. Da sind wir mindestens zwa Stund in die Höh' hinauf, a kalter Wind hat geblasen, grauslich wo das. Wenn viel Schnee woa, wollte keiner als erster geh'n, weil der hat's am schwersten g'habt. Oben hab'n wir die Fuada machen müssen und hinunter wollte wieder keiner als erster fahren. Mei Vater hat vorn' lenken müssen und i hab' hinten gebremst. Da is es schiach abgegangen, immer g'radeaus, der Riese entlang, so hat man zu derer Spur g'sagt. Wenn ma öfter g'fahren is, woa es schon eisig. Das woa alles vor dem Krieg, später hab'n die Bauern keine Knechte mehr g'habt. Das hat sich dann alles aufg'hört, es waren ja keine Leute mehr da.“ (Maria Pernull, Wernberg, 2009)

Am Abend nach dem Heuziehen,
Innerfragant, Winter 1956.

Heuziehen von der Sturmalm
bei Heiligenblut, 1940er-Jahre.



1955 kamen im Katschtal 1.860 Fuder der gesamten 6.000 Fuder Heu (damals gab es im ganzen Tal erst 15 Traktoren) von der Alm, das waren immerhin rund 30 % der gesamten Heuernte. Dazu wurden 3.248 Mäher- und 2.360 Zurecherschichten geleistet, d. h. viereinhalb Schichten pro Fuder Almheu. Etwa zur selben Zeit lieferten die Bergmäher im Lesachtal im Durchschnitt 60 % des Winterfutters. In anderen Gegenden kamen zwei Drittel, in Extremfällen sogar über 90 % des Winterfutters von den Almen. Ohne das Bergheu wäre die Viehhaltung in weiten Teilen der Alpen unmöglich gewesen.

Die Ergebnisse der 2002 veröffentlichten Untersuchung über die Bergmäher bei Sauregg (Nockgebiet) geben den Trend einer allgemeinen Entwicklung wieder. Laut Studie hat die Gesamtfläche der Bergmäher von Sauregg zwischen 1960 und 1970 um beinahe 80 % abgenommen, zwei Jahrzehnte später hatte die Bergmahd gänzlich aufgehört (eine Ausnahme stellten der trockene Winter 2000/01 und das darauffolgende niederschlagsarme Frühjahr dar, als die Bauern daran gingen einen kleinen Teil der Almflächen erneut zu mähen).

Unbestreitbar verlangt die Bewirtschaftung der Bergmäher einen hohen Zeit- und Personalaufwand, zumal ein Maschineneinsatz in der Regel kaum möglich ist. Ertragssteigerungen auf den Talwiesen kompensieren mittlerweile die vergleichsweise geringe Ausbeute an Bergheu. Seit den 1960er-Jahre beschränkt sich das Mähen von Almflächen zunehmend auf hüttennahe Almanger, die auch heute

Heuzieher im Lesachtal, 1938.

Heueinbringung mit moderner Technik, Lesachtal, um 1990.



noch gedüngt und mindestens einmal im Jahr gemäht werden. Viele der ehemaligen Bergmäher wurden aufgeforstet, einige zur Beweidung herangezogen, die in niedrigen Lagen befindlichen, ehemals artenreichen, mit Blumen und Kräutern übersäten Almflächen sind mittlerweile mit holzigen Gewächsen verunkrautet. Dennoch kommen heute immer noch 16 % des Futters von Bergmähern und Almangern.

Die Zentren der gegenwärtigen Bergmahdbewirtschaftung liegen in Oberkärnten und im Bereich der Nockberge. In Kärnten wurden 2003 etwas mehr als 1.000 Bergmäher von rund 600 Betrieben bewirtschaftet. Heute werden die Flächen aus einem gewissen Traditionsbewusstsein heraus gemäht und weil das Bergheu für Bergbauernbetriebe noch immer ein wichtiges Zufutter darstellt. Weiters spielen Förderungen eine wesentliche Rolle. Die Fördermaßnahmen im Rahmen des ÖPUL (Österreichisches Programm zur umweltgerechten Landwirtschaft) zur Offenhaltung der Almlandschaften bieten eher einen Anreiz zum Mähen ebener Flächen, die mit dem Traktor bewirtschaftet werden können. Während die ausschließlich händisch (Sense, Motormäher) zu bearbeitenden Flächen aufgrund des hohen Arbeitsaufwandes und der geringen Entschädigungszahlungen kaum noch gemäht werden.

Um die Bedeutung der Bergmäher zu unterstreichen, haben sich vor ein paar Jahren an die 15 Bergbauern aus dem Kärntner Oberland zur *Arbeitsgemeinschaft Kärntner Almheu* zusammengeschlossen. Anhand von Bergmahdveranstaltungen soll der Wert der alpinen Kulturlandschaft verstärkt ins öffentliche Bewusstsein gerückt werden. Durch gewissenhafte Einhaltung überprüfbarer Herkunfts- und Qualitätskriterien versuchen die Almheubauern alternative Vermarktungswege für das Almheu zu beschreiten. Aus den Kärntner Almgräsern werden Heukissen, Heudecken und Duftsäckchen zum Verkauf hergestellt, daneben findet das Almheu auch für Heublumenbäder in speziellen Wellnesshotels seine Abnehmer.

Fest der Bergmahd: Mäher auf der Gruberbauer Alm, 2006.



Heute erscheint der früher betriebene Aufwand zur Gewinnung des Bergheus zunehmend unrentabel:

„Im Sommer is in der Großfragant g'maht worden. Wenn daham die Arbeit fertig woa, sind alle in die Alm g'angen, in die steilen Häng' mah'n. Überall sind klane Schupf'n g'wesen. Da sind Tristen g'macht worden. Dabei wird a Stang'n eing'setzt und rundumadum wird des Heu angetreten.

Obenauf kommt a Was'n draufg'steckt. Woan nit klein die Fuada. Aber es is schon g'fährlich a g'wesen, wann die Leit'n bis auf'n Grat g'mäht worden sind. Da hat man ‚hängen‘ müssen. Da is a extra Hängeseil, etwa 30 Meter lang, mitg'nommen woan, darauf sind die Fuada ang'hängt worden, ans nach'm andern. Das is dann obag'lassen worden, so weit bis halt nimma so steil woa. Drunter is einer g'wesen, der hat gezogen. Ja, es is schon vorgekommen, dass der Rock danach verbrennt woa vom Seil.“ (Johann Gugganig, Grafenberg/Mölltal, 2009)

Almkräuter

Die Heil- und Kräuterkunde erlebt gegenwärtig durch das steigende Interesse an natürlichen Heilmethoden eine Renaissance. Durch die jahrhundertelange Almbewirtschaftung entwickelte sich ein unschätzbare Wissen über die Nutzungsmöglichkeiten einzelner Almpflanzen. Nach wie vor gedeihen in alpinen Höhenlagen zahlreiche bekannte, aber auch in Vergessenheit geratene Heilkräuter, deren medizinischen Nutzen es wiederzuentdecken gilt.

„Die Almkräuter sind g'sund fürs Vieh und für'n Menschen. I weiß nimmer, was heut' alles zum Klauben verboten is. Heut' is das nimmer einfach, da brauchst an eigenen Naturschutzkalender für so was. Die Enzianwurzeln is guat fürs Vieh und die Leut'. Für an Tee und zum Reinigen und Pflegen von Wunden. Und dann is da noch die Meisterwurzeln, die hat fast den Geruch von Weihrauch, die wehrt ansteckende Krankheiten ab und is a für inwendig, für'n Magen. Den Arnika sollt' man mit die Enzianwurzeln vermischen und in Schnaps ansetzen. Das hilft inwendig und auswendig, es is guat zum Einreiben und Einnehmen. Vom Johanniskraut is der Tee wunderbar oder man kann damit Öl ansetzen, z. B. für Brandwunden. Granten sind a viel geklaubt woan und helfen bei Fieber.

Da woan amol zwa Frauen aus Deutschland da, die haben Schwammerln geklaubt. Wir selber hab'n keine davon gekannt. Die haben alle Schwammerl g'sotten, die Supp'n woa ganz blau. Wenn's richtig g'richtet sind, sind's eh gut. – Bei jemand Schwammerln essen, der an Zorn auf di hat, das möcht' i nit.“ (Johann Gugganig, Grafenberg/Mölltal, 2009)

„A fürs Vieh hab'n wir Graupen geklaubt. Wir haben's gekocht, mit „Leck“ vermischt und dem Vieh zum Fress'n gegeben. Mit Jutesäck' sind wir im Herbst die Graupen holen gegangen. Überhaupt nach einem Regen woa's Klaub'n ka Hexerei.“ (Pulcheria Eder, Tressdorf/Mölltal, 2009)

Graupensammlerinnen auf der Koralm, um 1930.
(rechts)

Sennerin mit Graupen auf der Bockalm ob St. Oswald, 1932.

Viele der bekannten und auch heute noch genutzten Bergkräuter wurden früher von sogenannten „Kräuterweiberln“ und „Kräutermandeln“ gesammelt. Seit jeher schätzten auch die Sennerinnen und Hirten die vielfältige Freiluftapotheke rund um ihre Hütten:

„In der Alm hat's eigentlich kein Kranksein gegeben. Früher hat man ja auch kein Telefon g'habt, wenn man krank gewesen wäre. Unser' Medizin woa halt die Enzianwurz'n, da Arnika und der Graupentee. Hantig is wohl, aber es hilft.“ (Josefa Thaler, Tressdorf/Mölltal, 2009)

Die Graupen (Isländisches Moos) werden in der Volksmedizin bei Erkrankung der Atemwege eingesetzt, sie wirken schleimlösend bei Mensch und Tier. Häufig mengte man die Graupen dem Viehfutter bei. Die Kärntner Landwirtschafts-Gesellschaft bestätigte 1873 den Nährstoffgehalt und die heilende Wirkung der Flechten, fürchtete aber zugleich, dass die Almböden durch das ausufernde Zusammenrechnen der Graupen Schaden erleiden könnten. Außerdem waren Graupen ein wichtiges Winterfutter für die Schweine. In Wasser gekocht entstand ein öliger Sud, der mit „Bluamach“ (Almheureste mit Blumensamen) vermischt dem Vieh verfüttert wurde.



In vergangenen Zeiten hat das Speikgraben vorzugsweise im Nockgebiet eine große Rolle gespielt. Die „Speikweiberl“ und „Speikgraber“ kamen hauptsächlich aus ärmeren Schichten. Für sie stellte der Verkauf des Speiks (krautige Pflanze mit intensivem Baldriangeruch) ein wichtiges Einkommen dar. Auch Hirten und Sennerinnen sicherten sich mit dem Ausgraben der begehrten Pflanze einen kleinen Zusatzverdienst. Nach Speik wurde mitunter in großen Mengen gegraben, 1918 etwa suchte ein Zeitungsinsert einen Käufer für 25 Tonnen Speik. Die Nutzpflanze wurde vor allem in den Orient und nach Nordafrika exportiert, wo sie als begehrtes Duftmittel gehandelt wurde. Einheimische schätzten den Speik ebenfalls wegen seines aromatischen Duftes und hängten ihn zur Mottenabwehr in Kleiderkästen. Er galt auch als Heilmittel gegen Fieber, nervöse Leiden, Krämpfe oder Zahnweh und wurde auch in der Tiermedizin eingesetzt (in Milch gekochter Speik wurde den Ferkeln bei Durchfall verabreicht).

Mittlerweile hat der Speik Eingang in den Wellnessbereich gefunden. So wirbt die Tourismusbranche z. B. für „Speik-Wohlfühl-Wochen“ im Nockgebiet:

„Auf ausgesuchten Wanderwegen rund um Bad Kleinkirchheim genießt man den betörenden Duft der Speikpflanze, erholt sich bei Fußbädern mit Speiköl in romantischen Almhütten. Ein alpines Wellness-Erlebnis für alle Sinne.“

Ein weiteres klassisches Almprodukt ist der Enzianschnaps, zu dessen Herstellung die Wurzel des Gelben Enzians verwendet wird. Die Enzianwurzel enthält Bitterstoffe mit gesundheitsfördernder, appetitanregender Wirkung und wird auch bei Magenverstimmungen und fiebrigen Erkältungen angewendet.

Aus dem mühsamen Graben nach Enzianwurzeln im Gebirge zur Herstellung von Branntwein, einer Arbeit, der hauptsächlich mittellose Menschen nachgingen, entwickelte sich ein eigenständiger Erwerbszweig. Wenig Verständnis für diese Ärmsten der Armen zeigten 1873 die Kärntner Almexperten. Sie bezeichneten die Wurzelgräber, „die die Alpen durchstreifen und ihre Ausbeute an Branntweinbrenner, Apotheker und Händler verkaufen“ als „verkommene Individuen“. Auf der „Schellekalpe“ (Rattendorfer Alm) im Gailtal bemerkten sie die Spuren einer ehemaligen Enzianhütte, in der ein Zillertaler 19 Jahre lang Enzianschnaps brannte. Als Folge seiner Tätigkeit rottete er die begehrte Pflanze in der Umgebung der Rattendorfer Alm angeblich beinahe aus.

Das Enzianwurzengraben und -brennen hatte besonders im Zillertal derartige Ausmaße erlangt, dass bereits 1670 ein vorübergehendes Brennverbot für Enzianwurzeln erlassen wurde. Das hatte zur Folge, dass sich Dienstleute aus dem Zillertal während des Sommers immer wieder in benachbarte Regionen begaben, u. a. nach Kärnten, um dort Enzianwurzeln zu graben.

Der bayerische Reiseschriftsteller Ludwig Steub hält im Jahr 1844 über das Wurzengraben und die Trinkgewohnheiten des Landvolkes Folgendes fest:

„Im Zillerthale ist für viele Leute, wenigstens weiblichen Geschlechts, das Graben und Brennen der Meister- und Enzianwurzeln ein ordentlicher Erwerbszweig. Sie bleiben den ganzen Sommer hindurch auf dem höchsten Gebirge, wo sie eigene Hütten haben. Viele ziehen in dieser Absicht nach Kärnten und Steiermark. Beinahe jeder Knecht und jede Bauernmagd hat ein Fläschchen solchen Lebensgeistes in der Gewandtruhe verborgen.“

Taxenschneiteln

Umstritten war das weithin praktizierte „Schneiteln“, das Entästen der Bäume bis zu den Wipfeln. Diese Praxis schädigte den Wald, oft starben entastete Bäume gänzlich ab. Das „Schneiteln“ oder „Schnatzen“ diente der Gewinnung von Einstreu, da das Stroh in ärmeren Gegenden dem Viehfutter beigemischt wurde.

Vom Geistlichen Adolf Trientl erfahren wir Ende des 19. Jahrhunderts von der Schädlichkeit des bäuerlichen Brauches:

„Es ist eine wahre Schande für das Land, dass es darin noch Bauern gibt, welche glauben, sie müßten für Feld und Stall nothwendig Taxen haben. Eine solche Unwissenheit und einen solchen Mangel an landwirtschaftlicher Erfahrung sollte man wirklich nicht für möglich halten.“

Er führt triftige Gründe gegen das Abhacken der Äste an (vermindert Baumwuchs, hoher Arbeitsaufwand), ohne den Hauptbeweggrund für die gefährliche Tätigkeit zu erwähnen, dass viele Bauern aufgrund der ärmlichen Lebensverhältnisse gezwungen waren, ihren Tieren Stroh, Laub und sogar Fichtenreisig zu füttern.

Darüber verlor auch Pfarrer Lorenz Franz Hohenauer kein Wort, als er um 1835 die von Baum zu Baum „hüpfenden“ Taxenschneider im Mölltal beobachtete:

„Aus Mangel an Stroh wird die Einstreuung in den Höfen zur Erzeugung des Düngers durchaus mit Taxen (Tasen, Ästen) von Fichten und Tannen besorgt und die Herbeischaffung dieser Streue verursacht dem Ökonomen des Möllthals große Arbeit und Kosten. Im Herbste verfügen sich die rüstigen männlichen Arbeiter mit Steigeisen versehen in die Gebirgsgegend, aus der der Streubedarf des kommenden Jahres entnommen werden soll. Der Arbeiter fängt sein gefährliches Geschäft, die Füße mittelst der Haken am Steigeisen in den Baumstamm drückend, die linke Hand um den Stamm festhaltend, mit der Abhauung der Äste von unten an und steigt in dieser Beschäftigung höher und höher bis zum schwankenden Gipfel der höchsten Stämme hinauf.

Nicht selten geschieht es, daß geschickte verwegene Burschen, wenn die zu schnatzenden Bäume sich nahe stehen, vom Gipfel des bereits entasteten Stammes gar nicht herunter steigen, sondern sich mit demselben so lange dem nächsten Baume zuschwingen, bis sie selben erreichen, im Nu von einem zum anderen schwingen, an selben sich augenblicklich festsetzen und denselben abwärts beschnutzen. Bei dieser Arbeit geschehen häufige Verunglückungen: als Verwundungen, Abhauen der Finger der linken Hand, auch wohl Herabstürzen vom Baume selbst.

Die abgehauenen Äste werden gesammelt und im Winter über Riesen herabgezogen. Diese Arbeit heißt man das Taxenziehen. Noch vor dem Grauen des Tages, im Dezember und Jänner, brechen die Taxenzieher vom Hause auf, mit guten Fußseisen und mit einem Seile versehen. An der Stelle, wo die Taxen liegen, angelangt, werden selbe, mit Stricken zusammengebunden und über steile Anhöhen, an deren Eisboden der Ziehende mit seinen Fußseisen seine Tritte kräftig befestigen und mit aller Gewalt gegen die nachdrückende Last sich zurückhalten muß, in die Ebene herabgezogen. Am Fuße des Berges werden die Tasen mit Pferden weggeführt und der Arbeiter tritt seinen beschwerlichen Gebirgsgang wieder aufwärts an über Schnee und Eis bis zur Niederlage seiner Fracht. Ist die Entfernung von der obern zur untern Tasen-Niederlage nicht zu groß, so kömmt der Mann im ganzen Tage – eine Stunde Mittagsruhe ausgenommen, wo er sich mit einem Stücke trockenen Brotes und Wasser oder Schnee labt – 4 bis 5 mal auf- und abwärts, sonst wohl nur 2 bis 3 mal. Auch beim Taxenziehen geschehen viel Verunglückungen, zumal wenn der zu junge und zu schwache Mann der dicht hinter ihm nachdrückenden Last die nothwendige Kraft nicht entgegensetzen kann.“

„Schneitelwald“ im
Lesachtal, um 1950.



Pflegemaßnahmen

Bei ihren in den 1870er-Jahren durchgeführten Almbegehungen beanstandeten die Experten den „erbärmlichen“ Zustand einzelner Almen, wo offensichtlich nicht allzu viel Zeit fürs „Putzen der Weideflächen“ aufgewandt wurde. Eine sorgfältige Pflege der Almen bedurfte ihrer Meinung nach der Beseitigung all dessen, was den Graswuchs behindert: „Räumung der Alpe von herumliegenden Steinen und Holzresten, Vertilgung der Unkräuter und nutzlosen Pflanzen und Entwässerung der versumpften Stellen“. Wohl wissend um den enormen Arbeitsaufwand, den die „sorgsame Pflege des Alpenbodens“ verursachte, hieß es weiter:

„Mancher Alpenwirt – wenn er auf seiner Alpe Umschau hält – wird erschrecken vor der Arbeit, die ihm da zugemuthet wird. Es ist auch oft eine ungeheure Arbeit nöthig, um die Alpe so zu reinigen und zu räumen, wie eine gute Pflege es verlangt. Die Verwilderung mancher Alpen hat nur deshalb solche Dimensionen annehmen können, weil durch Jahrhunderte gar nichts oder nur Ungenügendes geschehen ist. Wir müssen eben für die Sünden unserer Vorfahren büßen – sorgen wir wenigstens, daß uns nicht der gleiche Vorwurf trifft.“

Almmitglieder beim
Schwenden auf der
Rattendorfer Alm, um 1908.

Trotz der Vorwürfe wurde traditionellerweise viel Arbeit in die Erhaltung und Sicherung der Weideflächen investiert. Nur so konnten



viele der Almwiesen in einem nutzbaren Zustand gehalten werden. Sturm, Lawinen, Muren und andere Umwelteinflüsse bringen laufend Geröll und Gehölz auf die Weiden, das Jahr für Jahr aufs Neue entfernt werden muss. Die Räumungsarbeiten, das Säubern und Entsteinen der Almen geschieht meist im Frühjahr. Bei Agrargemeinschaften werden die anfallenden Arbeiten gemeinschaftlich durchgeführt, der zu leistende Arbeitsaufwand errechnet sich aus den jeweiligen Anteilen.

„Unser Vieh is in der Fleiß. Für vier Stück Rinder oder an Haflinger is a Schicht zu machen, das heißt, man muß einen Tag lang arbeiten. Das is a sehr strenge Pflicht. Dort, wo Steinlawinen runtergegangen sind, werden die Steine weggeräumt. Manchmal wird auch geschwendet. Da kommen alle zusammen, meistens Ende Mai. Das gemeinschaftliche Arbeiten is eigentlich sehr schön.“ (Maria Bernhardt, Apriach/Mölltal, 2009)

Das gesammelte Material wird an Stellen zusammengetragen, die keine Weideflächen sind. Früher wurden die Steine in mühsamer Arbeit zu Mauern und Unterständen geschichtet. Vielfach wurden solche Steinmauern anstelle von Zäunen vor Abgründen errichtet, um das Vieh vorm Absturz in die Tiefe zu schützen. Heute begegnet man auf manchen Almen verfallenen Steingemäuern, deren früherer Nutzen längst der Vergangenheit angehört. Das aufwen-



Aus der Not entwickelte die Alp- und Weidegenossenschaft Obir ein bemerkenswertes Produkt: das Hochobir-Latschenkieferöl. Wurden 1920 noch 300 Rinder und 400 Schafe auf die Almflächen des Hochobirs aufgetrieben, so war die Zahl gegen Ende der 1960er-Jahre auf rund 65 Stück Vieh gesunken. Die Folge dieser Entwicklung war, dass sich die Krummföhre bzw. Latsche über weite Teile der Almweideflächen ausbreitete. Daraufhin ergriffen die Almbauern Rodungsmaßnahmen, wobei sich der Abtransport sowie die Entsorgung des Schwendgutes als Problem erwiesen. Schließlich begann man die Nadeln und dünneren Zweige des Gehölzes im Destillationsverfahren zu ätherischen Ölen weiterzuverarbeiten und zu vermarkten. Aus einer Tonne Latschen lassen sich zwei Liter Öl gewinnen. Im Jahr 2008 ermöglichte die Rodung eines Hektars die Erzeugung von 20 Liter Latschenöl.

Latschenschwenden auf der Obiralm, 2000.

dige Schichten der Steine erforderte viel Arbeitskräfte und Zeit, weshalb diese Arbeiten heute auch nicht mehr erbracht werden können. Ebenso arbeitsintensiv wie das Entsteinen ist das Schwenden, wodurch die Almflächen von aufkommenden Gehölzen befreit werden. Zwergsträucher, Krummhölzer und Jungwälder breiten sich rasch aus und überwachsen dadurch wertvolle Futterflächen. Das sprichwörtliche „Geht die Kuh, kommt der Wald“ dürfte diesbezüglichen Erfahrungen entsprungen sein. Das Abschneiden der Pflanzen geschah früher mit eigenen Schwendsensen und Haumessern, heute werden sie mit der Motorsense abgeschnitten. Die effektivere, aber nur für kleinräumige Flächen geeignete Methode ist das Ausreißen der jungen Stämme. Da in den 1960er- und 1970er-Jahren die Notwendigkeit der Almen als zusätzliche Futterbasis nicht mehr in dem Ausmaß wie früher gegeben war, sind mittlerweile viele Weideflächen in den Bergregionen zugewachsen. Bereits bei der Alperhebung 1974 wurde von den Almbesitzern die zunehmende Verwaldung als häufigster Grund für die Auflassung der Almen angegeben.

„Almbrennen“ auf der
Teuchlspitz Alm, 2005.

Seit dem Jahr 2000 läuft in Kärnten ein Programm zur Revitalisierung der Almen. Im Zuge dieser Aktion werden Almflächen von Bäumen und Sträuchern freigemacht, um nutzbare Weideflächen zu gewinnen. Die geförderten Schwendarbeiten dienen auch der Erhaltung des offenen Landschaftsbildes, der Artenvielfalt sowie der Erhaltung von Äsungsflächen für das Wild.



Weidepflege

Die sorgfältigsten Weidepfleger sind nach wie vor die Tiere selbst. Kühe, Jung- und Galtvieh, Pferde, Ziegen und Schafe ergänzen sich in der Beweidung auf vielfältige Weise. So werden z. B. Pferde als

dankbare Nachweider und Koppelputzer geschätzt, die auch von Rindern verschmähte Gräser fressen. Die Ziegen sind kostengünstige „Schwender“, da sie auch Zwergsträucher „verputzen“. Im Hochsommer treffen sie sich mit den Schafen auf entlegenen und steilen Hängen, wo bekömmliche Gräser und Kräuter wachsen.

Folgende Darstellung über die Vorteile einer ausgewogenen Beweidung beinhaltet zugleich Ausführungen über die frühere Nutzung einzelner Tierarten:

„Schafe hab’n wir alleweil g’habt. Bei der Petroleumlampen sind die Spinnradln bis spät in die Nacht g’laufen. Früher woan auf’m Sadnig 400 Schafe umadum. Einige Bauern hab’n des damals schon nit woll’n. ‚Weide verstinken, die muss’n verschwinden‘, hat’s g’heißen. Wie immer weniger Schaf’ woan sind, is die Alm Jahr für Jahr mehr zug’wachsen, mit Schwarzbeer’, Almrausch und so Zeig’s halt.

Ross woan a immer oben, die sind gute Verwerter. Des g’hört zusammen, die Ross und die Alm. Wenn der Sommerrogen g’schnitten woan is, hab’n die Bauern die Ross von der Hochalm zum Pflügen g’holt. Danach hab’n sie’s wieder auf die Alm gebracht.

Im Herbst, bevor man heimgefahren is von der Alm, is der Mist ang’führt word’n, alles mit der Hand. Und im Frühjahr, wenn’s aper woan is, sind wir mit’m Ross aufe und hab’n g’rieben. Einmal hab’n wir sogar einen billigen Dünger gekauft, den hat mei Bruder mit’m Ross hinauf’säumt und oben angesät. Das greift ja gravierend in den Boden ein. Wenn man nix mehr macht auf der Alm, fängt der Boden zum Verkarsten an.“ (Marianne und Johann Gugganig, Grafenberg/Mölltal, 2009)

Die Frage nach der effektivsten Düngung des Almbodens beschäftigte die Agrarexperten schon im 19. Jahrhundert. Versuchsstationen wurden angelegt, um die Wirkung unterschiedlicher Düngersorten auszuprobieren. Anhand von Bodenproben, Untersuchungen des Bergeheus auf seinen Nährstoffgehalt und detaillierter Auflistungen der Ernteergebnisse sollte die wirksamste Düngungsmethode herausgefunden werden. Lange Zeit beschränkte sich die Düngung günstig gelegener Almflächen auf den anfallenden Stallmist. Im 19. Jahrhundert propagierten die Agrarexperten die Errichtung von Mistlagern und Güllegruben. Jauchenkästen konnten sich erst behaupten, als es möglich war, Jauchengruben zu betonieren und die Jauche anhand von Rohrleitungen und Pumpen auf die

Wiesen zu bringen. Auch Asche und Knochenmehl wurden gerne als Dünger verwendet. Ab 1860 kamen importierte Handels- und Kunstdünger, wie z. B. der Guano aus Südamerika, zum Einsatz. Für die Stickstoffdüngung stand im 19. Jahrhundert Ammonsulfat zur Verfügung, das aus einem in Gaswerken anfallenden Nebenprodukt, dem Ammoniak, gewonnen wurde. Beliebt waren Kalisalze aus deutschen Steinsalzlagerstätten und mineralische Düngemittel (u. a. Gips, Kalk, Hornblende). Das Thomasmehl, der erste wirkliche Kunstdünger, hergestellt aus der bei der Stahlerzeugung anfallenden Schlacke, fand im Düngerhandel rasche Verbreitung. Erst die voranschreitende Einbindung der Bauern in die Geldwirtschaft und die auf Ertragssteigerung ausgerichtete Subventionspolitik ermöglichten einen umfassenden Kunstdüngereinsatz. Die Anschaffung von Düngemitteln für die Almwirtschaft war auch Teil der Marshallplan-Hilfe. Dabei gab es im Rahmen des Europäischen Wiederaufbauprogrammes große Düngerverbilligungsaktionen. Kunstdünger wird gerne als Zwilling des zugekauften Kraftfutters bezeichnet. Mittlerweile hat sich die Anwendung auf wenige Düngersorten reduziert: Neben Stallmist und Jauche werden Phosphat und Kalium am häufigsten zur Bodenaufbesserung verwendet. Solange der Misthaufen Auskunft über Betriebsgröße und Wirtschaftsführung des Bauern gab, war auch die Düngung mit Stallmist unverzichtbar. „Wo Mist, da Segen“ lautete folgerichtig eine alte Bauernweisheit.



Güllezubereitung auf der
Hasslacher Alm, 1934.

1873 beanstandeten die Agrarier die weit verbreitete Praxis der Almbauern, den Mist ins Tal zu führen.

Aber nicht Einfältigkeit, sondern die aufmerksame Pflege des existenzsichernden Ackerlandes veranlasste z. B. die Bauern des Lesachtals zur Heranschaffung des notwendigen Düngers aus den Almregionen. Dabei wurde der Mist, der sich über den Sommer in den Almställen angesammelt hatte, in Formen geschlagen und im Winter in gefrorenem Zustand auf Schlitten ins Tal gebracht.

Der Obmann der Kärntner Alpensektion, August von Scheidlin, widmete sich der mustergültigen Düngung der Almen, indem er seine Aufmerksamkeit dem fachmännischen Sammeln, Zerschlagen und Zerstreuen der Kuhfladen sowie der Ausbringung der Gülle widmete:

„Man mischt den Stalldünger mit Wasser und führt oder schwemmt ihn über die Alpenwiesen und Weiden aus. In der Nähe des Stalles ist dabei eine seichte Vertiefung, in welche jedes Mal ein Teil des im Sommer gesammelten Düngers gebracht, mit Wasser aus einer nahen Quelle vermischt, umgerührt und dann auf die tiefer liegende Wiese ausgeschwemmt wird. Durch ein System von Gräben trachtet man diese unvollkommene Gülle möglichst gleichmäßig zu verteilen.“

Ungeachtet des Umstandes, dass sich viele Bauern keine großen Investitionen zur Modernisierung ihrer Almställe leisten konnten, kritisierte Scheidlin den Zustand der Unterstände und die Verrottung wertvollen Düngers:

„Ich halte mich für berechtigt, den Ausdruck ‚Mißhandlung des Düngers‘ zu gebrauchen, wenn ich Stallungen sehe ohne Boden und Pflaster, und ohne Abzüge für die Jauche, so daß letztere – ein so wertvoller Stoff – zu nichts anderem dient, als daß die Kühe des Nachts in einem Sumpfe stehen und liegen müssen – wenn der feste Mist vor den Stall geworfen, dem Ausdorren durch Sonne und Wind, dem Auslaugen durch Regengüsse schonungslos preisgegeben ist.“

Über die Dellacher Alm schrieb Wanderlehrer Cosmas Schütz 1876:

„Zu unseren Füßen liegt ein Dorf, bestehend aus 72, theilweise verfallenen Alpenhütten; vor jeder Hütte dunkelgrüne, dicht bewachsene Haufen, aus der Ferne kleinen Gärtchen ähnelnd – wenn es nicht kostbare Misthaufen wären, die leider Gottes seit 40 oder 50

Jahren unbenützt, zu schwarzem Moder verrottet, vor den Hütten liegen und einem Brennessel-Dickicht zur Nahrung dienen.“ Auf seinem Weitermarsch zur Egger Alm machte er ähnliche Beobachtungen: „Ringsherum liegt alles in halbhundertjährigem Unrathe. Die unbenutzten, vermoderten Dunghaufen gewähren einen Einblick in die nachlässige Bewirtschaftung, unter welcher diese herrliche Alpe zu leiden hat.“

Rund 80 Jahre später scheint sich die Fürsorge um die karnischen Almböden wesentlich gebessert zu haben:

„Das Vieh auf der Alm is alleweil eing’stallt worden, weil sie den Mist gebraucht hab’n. Früher gab’s die Jauch’ngruben, wo alles g’sammelt worden is, da is im Herbst Wasser hineingekommen, das Regenwasser is sowieso hineing’ronnen. Das is dann aufg’rührt worden und mit Rohren auf die Riegel geleitet worden. Düngung, so woa das früher. Deshalb haben wir alle Tag’ Mist putzen müssen.“ (Jakob Stramitzer, Würmlach/Gailtal, 2009)

Kalkdüngung, Egger
Alm, um 1955.



1950 hatte die Agrarbezirksbehörde Villach mit Bundes- und Landesbeiträgen, vor allem aber mit ERP-Geldern zehn Düngersammelanlagen errichtet sowie 300 Laufmeter Düngerwege und 750 Laufmeter Güllerohre verlegt. Ebenfalls mit Mitteln aus dem Wiederaufbaufonds wurde in den 1950er-Jahren ein Aufklärungsfilm über die Almwirtschaft gedreht. Ein Teil des Filmes war der Düngewirtschaft auf der Alm gewidmet, u. a. dem bereits Ende der 1920er-Jahre in Oberkärnten vorgestellten „Haßlacher Güllerverfahren“. Das Drehbuch verband die Aufnahmen zum Thema Düngung mit der Aufklärung über „Almwege und moderne Transportmittel“.

Auszüge aus dem Vorentwurf zum Aufklärungsfilm über notwendige Almverbesserungen:

1. Menschen überholen auf steiler Wegstelle oder in steiler Kurve einen Ochsenkarren, der mit zwei Sack Zement beladen ist. Mehr kann wegen der schlechten Weg- und Steigverhältnisse nicht geladen werden.

3. Hohlweg. Karren mit einem durch Kette gesperrten Rade, beladen mit einem zu reparierenden Ackergerät fährt zu Tal.

8. Transportable Gattersäge. Geschnittenes Bauholz wird mit einer von einem Motor angetriebenen Winde zu einem oberhalb führenden Triebweg oder zu einem Bauplatz (Hüttenbau) aufgeseilt.

9. Älterer Stall, vor dem ein Düngerkarren steht, der beladen wird und dann auf einem Hangweg zu den höher gelegenen Weideflächen fährt. Zugleich wird das Vieh auf diesem Weg zur Weide getrieben. Der über Nacht angefallene Dünger wird täglich ausgebracht, wozu dieser Trieb- und Düngerweg angelegt wurde.

10. Plan des neuen Stalles mit Düngersammelanlage. Der Bau kann wegen der notwendigen Materialtransporte erst nach Fertigstellung des in Durchführung begriffenen Wegbaues begonnen werden.

11. Abstecken der Wegtrasse.

16. Ausschlagern eines abgesteckten Trassenstückes mit Umgehung eines Hohlweges bzw. die Zuschüttung desselben durch einen Caterpillar.

19. Rettungswagen oder als Wagen eines Arztes erkenntlicher PKW fährt auf dem neuen Weg.

20. Traktor fährt mit Anhänger, beladen mit großer Zement-Ziegelladung oder Gülleröhren auf dem neuen Weg. Dadurch sind die Durchführung notwendiger Verbesserungen und die Herstellung von Bauten auf der Alm erst möglich geworden.

Almwege

Ein halbes Jahrhundert später hat der Film über die Errichtung zeitgemäßer Almwege nichts an Aktualität eingebüßt: Die Wegerschließung bedeutet für eine Alm die Anbindung an das Wirtschaftsleben im Tal. Friedrich Stebler stellte bereits 1903 in seinem Buch über die „Alp- und Weidewirtschaft“ fest, dass „ein guter Weg die halbe Alp ist“. Da es heute kaum noch ausreichendes Almpersonal



Ochsenfuhrwerk, um 1950.

„Der Josef fährt jeden zweiten Tag zum Käsen in die Bischofalm. Dabei fährt er je eine Stunde hin und zurück. Wenn er in der Früh wegfährt, kommt er trotzdem nicht vor zwei oder drei Uhr nachmittags zurück. Da bleibt oft wenig Zeit zum Ernten, Mähen oder Heuen. Die Mäharbeiten lassen wir manchmal von jemand anderem machen. Mit dem Silieren geht's jetzt leichter. Früher sind wir mit dem Ross in die Alm g'fahren. Um 1952 haben wir den ersten Traktor bekommen. Davor haben wir mit dem Esel Polentamehl, Petroleum, Erdäpfel, Salz und so in die Alm hineingetragen und die in Plotsch'n gewickelten Almprodukte wie Butter, Topfen oder Schotten herausgetragen. Der Esel hat zwei Körbe umg'hängt g'habt und wenn er nicht mehr wollte, hat er sich samt den Körben niedergelegt.“ (Silvester Gruber, Würmlach/Gailtal, 2009)

gibt und viele Almen vom Heimathof aus betreut werden, ist eine schnellere Erreichbarkeit der Almen, sind entsprechende Fahrwege unabdingbar. Die Geschwindigkeit der Almerschließungen durch Traktor- und Pkw-taugliche Bringungswege orientierte sich nicht zuletzt an der rasch zunehmenden Motorisierung der Gesellschaft seit den 1950er-Jahren.

Gegenwärtig sind ungefähr 90 % der heimischen Almen verkehrsmäßig erschlossen. Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges aber waren die Almen meist nur über steile Saumpfade oder Karrenwege erreichbar: Die Errichtung von Weganlagen in früheren Zeiten war äußerst aufwendig und musste händisch durchgeführt werden. Darum führten die dürrtig ausgebauten Wege in möglichst direkter Linie durch Schluchten oder Lawenrinnen auf die Almen. Nur die tiefer gelegenen Almen konnten mit Pferde- oder Ochsenfuhrwerken erreicht werden, während man auf die höher gelegenen Almen bestenfalls mit einem zweirädrigen Gefährt kam, da die damaligen „Fahrwege“ nicht selten Steigungen von bis zu 50 % aufwiesen. Zudem waren viele Almen ohnehin nur über einen Steig erschlossen, sodass alles Nötige hinaufgetragen werden musste.

Die Erhaltung der Wege erforderte immer auch einen beachtlichen Aufwand. Sämtliche Auftriebsberechtigte einer Gemeinschaftsalm waren dazu verpflichtet, ihrem Anteil entsprechend bestimmte Schichten für Wagarbeiten zu erbringen. Als Verbindung zwischen den Almen dienten meist schmale Fußpfade.

August von Scheidlins Ausführungen aus dem Jahre 1873 über Bedeutung und Vorzüge gut angelegter und gewarteter Almwegen klingen heute noch aktuell:

„Gute Wege erleichtern die Bewirtschaftung einer Alpe sehr und sind um so notwendiger, je intensiver sie betrieben wird. Man braucht die Alpenwege, um die notwendigen Requisiten auf die Alpe und beim Abtrieb wieder zurück zu transportieren, um Lebensmittel, allenfalls auch künstliche Düngemittel hinauf und die Molkerei- und sonstigen Produkte zu Tal zu bringen, um Brenn- und Bauholz, andere Materialien und das gewonnene Heu zu den Alpenhütten zuführen zu können, ferner für den Viehtrieb, um die Tiere auf entferntere Weideplätze zu treiben, ohne Veranlassung zur Entstehung neuer Viehsteige zu geben, endlich die Ausfuhr des Düngers auf größere Distanzen. Sind die Wege gut angelegt und wohl erhalten, so spart man an Zeit, Arbeitskraft, an Reparaturkosten für das Fuhrwerk und schont die Weidefläche.“

Bereits vor dem Ersten Weltkrieg begutachtete der Kärntner Almwirtschaftsverein zahlreiche Förderanträge zur Errichtung neuer bzw. Ausbesserung bestehender Wegenlagen. Vielfach handelte es sich bei den Subventionsansuchen um das Anlegen entsprechender Triebwege. 1910 ersuchten einige Bauern im Maltagraben (Elend Alm, Samer Alm, Wolfgangalm und Wastlbauer Alm) den Alpenkulturrat um Gewährung eines „Zuschusses zur Verbesserung der Zufahrtswege in die Almen des hinteren Maltatales“, zumal sie seit der Hochwasserkatastrophe im Jahre 1903 „stark verarmt“ waren. Damals wurden auf die genannten Almen 300 Rinder und 1.000 Schafe aufgetrieben. Die Maltataler Bauern trieben ihr Vieh über schmale Steige in die Elendtäler und mussten dabei einen mehrstündigen beschwerlichen Fußmarsch in Kauf nehmen. Sämtliche Gerätschaften für die Almwirtschaft sowie der Proviant und Wäsche für einen ganzen Sommer wurden entweder von Ochsen gesäumt oder hinaufgetragen. Seit Fertigstellung der Malta-Hochalmstraße wurde das Weidevieh größtenteils mit Tiertransportern und Traktoren in die Nähe des Weidegebietes befördert (die erwähnte Samer Alm liegt mittlerweile unter den Fluten des Speichersees begraben). Im Jänner 1914 bedauerte Alminspektor Pacher, dass die Bauarbeiten auf der Moselalm bei Weißbriach (neue Hütte, Düngeranlage) kurz vor Fertigstellung des neuen Weges abgeschlossen waren, weshalb sämtliche Baumaterialien die „anstrengende Wegstrecke“ hinaufgetragen werden mussten.

Im Jahr davor, 1913, wurde die Erneuerung des Almweges auf die im Kollmitztal gelegenen Almen befürwortet, da dieser nicht nur zum „Auf- und Abtriebe von 100 Rindern sowie der Ausbringung von 100 Fuder Heu“ diene, sondern von den aus der Ortsgemeinde Stall stammenden Teilhabern an der Kollmitzenalpe auch als Abkürzung zum Viehmarkt nach Winklern benutzt wurde. Für die Ausgestaltung des Saumweges auf die bei Mallnitz gelegene Mannhardtalpe zu einem Fahrweg gab es ebenfalls einen Zuschuss, „da die Alpe für Zwecke der Stieraufzucht benützt wird und jährlich die erforderliche Zubringung von Kraftfutter mit verhältnismäßig hohen Kosten verbunden ist. Daher wäre es wünschenswert, wenn der Saumweg derart ausgestaltet würde, daß er mit zweirädrigen Karren befahren werden kann“.

Nach erfolgter Zustimmung seitens des Alpenrates beschloss der Landesausschuss Verhandlungen wegen einer Beitragsleistung betreffend die Verbesserung des von Eberstein nach Mirnig–Wolfstratten–Wölfnitz führenden Alpen- und Viehtriebweges einzuleiten:



Auf dem Weg in die Alm, bei Heiligenblut, um 1940.

„I woa glei nach'm Krieg auf der Feldalm Sennerin, da bin i von daham aus drei Stund'n gegangen. Das kann man sich heut' goa nit mehr vorstell'n. Da hab' i den Rucksack hinterm Ruck'n von meine Leut' einpack'n müssen, nit weil sie mir neidig woan, sondern weil sie g'meint haben, das wär' viel zu schwer für mi. Es sind schon 18 Kilo g'wesen zum Hinauftragen. Einmal bin i abends nach der Arbeit herunter, weil a kranke Kuh mit einem verstauchten Fuß oben gewesen is. Da bin i oba mit der Sturmlatern' und danach woa i so müd', dass i am liebsten g'schlafen hätt'. Um eins in der Nacht bin i wieder fort und hinauf mit'm Rucksack. Um vier Uhr in der Früh bin i wieder zur Arbeit oben g'wesen.“ (Pulcheria Eder, Tresdorf/Mölltal, 2009)

„Es kommen bei Benützung dieses Weges 800 bis 1000 Stück Vieh in die umliegenden Almgebiete u. a. auf die Saualpe zum Auftriebe, außerdem wird dieser Weg für Holzfuhrn benützt. Infolge der ungünstigen Gefällsverhältnisse, welche das Abrollen der Beschotterung erleichtern, kann eine feste Fahrbahn nicht erzielt werden, so daß bei Vereisungen sogar die Talfahrt leerer Wägen häufig unmöglich wird. Zum großen Teil führt die Trasse über Hohlwege, so daß der Weg im Frühjahre nach der Schneeschmelze, bei Gewitterregen und bei dem Mangel an Wasserableitungen auf große Strecken hin überschwemmt wird.“

Lange Zeit weit entfernt von der heute angestrebten „Luxussteigung“ von sechs bis sieben Prozent war auch die letzte Teilstrecke auf die im Nockgebiet liegende Baueralm. Noch Anfang der 1960er-Jahre war es selbst mit einer 250er-Puch nur schwer möglich die Alm zu erreichen. Heute wird die nahe gelegene Nockalmstraße als „Motorradhimmel“ angepriesen.

„Im 1930er-Jahr woa der Almauftrieb a Tagesreise. Mit'm Ross und einem vierrädrigen Leiterwagerl ging es aufbepackt in die Alm. Bis zum Ende des Winklgrabens woa der Weg für Zugpferde leicht bewältigbar, das letzte Stück aber, ca. zwei bis zweieinhalb Kilometer Luftlinie, woa eine Tortur. Das ganze Grafel, die Wirtschaftsgüter, der Hausrat, wurde mit dem Pferd hinein transportiert. Das woa a Tagesmarsch. Um sechs Uhr früh weg, zu Mittag in der Ebene Rei-

Triebwegbau zur oberen
Hirtenhütte der St. Stefaner
Alm, 17. Juni 1957.



chenau, dort wurden die Pferde g'füttert, danach is es noch einmal dreieinhalb bis vier Stunden in die Alm gegangen.

Auf der Baueralm hat's a Sennerin und Halterbuam gegeben. Nach dem Krieg hab' i die Almprodukte wie Butter und Käs' mit'm Motorradl von der Alm g'holt. Erst 1958 is der erste Zufahrtsweg von der Ebene Reichenau zur Teufelsbrücke errichtet worden. Der erste Teil is tadellos gegangen. I hab' für mein Motorrad so eine Vorrichtung gebastelt, darauf wo a Kist'n festgebunden, in der hab' i den Käs' von der Alm heimg'führt. Bis in die 60er-Jahr' hab' i dabei mei G'frett g'habt. Das Motorradl, a 250er-Puch, is auf'm letzten Stück alleweil verhungert, da hab' i die letzten steilen Kilometer mit der Kaskisten geschultert zur Hütt'n gehen müss'n. 1963 is der Weg zu einem befahrbaren Almgüterweg ausgebaut woan.“ (Georg Süßenbacher, Frankenberg/Gurktal, 2009)

Das an „Komfort gewöhnte internationale Reisepublikum“ sollte durch den Bau einer als „bequemes Communicationsmittel“ bezeichneten Fahrstraße zum Besuch des Glocknerhauses animiert werden. Daher strebte die Sektion Klagenfurt des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins seit 1893 den Bau der Glocknerhausstraße an. In einer Petition aus dem Jahre 1899 befürchteten die durch den Glocknerhausstraßenbau betroffenen Alpenwiesenbesitzer, dass die Bauarbeiten Erosionsschäden auf ihren Futterwiesen hervorrufen würden. Aus diesem Grunde schlugen sie eine Änderung der Trassenführung vor. Für den Fall der Annahme ihrer

Die Verkehrserschließung eines Teiles der Gurktaler Alpen durch die Nockalmstraße diente hauptsächlich touristischen Zwecken. Die seit 1981 bestehende, durchgängig asphaltierte Tourismusstraße bietet den Motorradfahrern laut offizieller Webseite auf einer Streckenlänge von 34 Kilometern „nichts außer Kurven und Natur und einige hübsche Einkehrmöglichkeiten in uralten Häusern und Hütten, in denen echte Kärntner Kost auf den Tisch kommt“.

„Motorradhimmel“
Nockalmstraße



Vorschläge kündigten die Bauern ein Entgegenkommen bei den Grundeinlöseverhandlungen an. In der scharfen Zurückweisung des Änderungsvorschlags durch die Sektion Klagenfurt offenbarten sich schließlich auch die Gegensätze im Naturverständnis: Für die Bauern ging es bei diesem Konflikt nicht um romantische Begriffe wie „landschaftliche Schönheit“ oder „kolossale Bergwelt“, sondern ausschließlich um die Gefährdung ihrer Produktionsgrundlagen. Hätten die Straßenbauer die Anrainerbeschwerden ernst genommen und nicht bloß als unqualifizierte Bauernkritik abgetan, dann wären bei den im Frühjahr 1917 abgegangenen Erd- und Schneelawinen nicht zwei Kilometer Straße komplett zerstört worden. Schon 1905 veröffentlichte die *Allgemeine Automobil-Zeitung* einen Verhaltenskodex für Automobilisten und empfahl darin, „nicht gehässig wider den Bauern“ zu sein, der auf vorüberfahrende Wagen schimpft und flucht.

Das Glocknerhaus, ein
beliebtes Ausflugsziel für
Automobilisten, 1920er-Jahre.

Die Befürworter des Straßenbaus verstanden es jedenfalls, mit dem Hinweis auf die Interessen der „Fremden-Industrie“, aber auch auf die der Landwirte und des Gemeinwohls, den Subventionsfluss aufrechtzuerhalten, wie dies aus einer Stellungnahme des k. k. Lokalkommissärs für agrarische Operationen von 1912 hervorgeht:





Heufuhrwerk an der
Glocknerstraße, um 1930.

Nach Fertigstellung der
Großglockner-Hochalpenstraße
fanden viele Bergbauern
Beschäftigung bei der
Straßenräumung, um 1935.

„Der Vorteil, der durch die Glocknerstraße für zahlreiche landwirtschaftliche Betriebe der Ortsgemeinde Heiligenblut durch erleichterte Verkehrsverhältnisse geschaffen wurde, ist somit ganz gewiß ein bedeutender, und es läßt sich von diesem Standpunkte aus eine Subventionswürdigkeit des Unternehmens nicht bezweifeln, wobei allerdings vorausgesetzt werden muß, daß der Verkehr mit land- und forstwirtschaftlichen Fuhren, der Viehtrieb und Personenverkehr auf der Glocknerstraße, soweit selber mit der Bewirtschaftung der Talgüter und der dazu gehörigen Wald-, Weide- und Alpengebiete im Zusammenhange steht, jederzeit ohne Beschränkung, insbesondere aber unbelastet durch Straßenbenützungsgebühren jeder Art, sowie die untentgeltliche Viehtränke an den im Straßenzuge gelegenen Tränkstellen gestattet bleibt.“

Seit den 1860er-Jahren organisierte sich das bergbegeisterte, städtische Bürgertum in diversen Alpenvereinen, die es fortan als eine ihrer dringlichsten Aufgaben ansahen, nicht nur für die gehobene Geselligkeit in alpinem Ambiente zu sorgen, sondern auch dem „noch vielfach auf tiefer Culturstufe stehenden Landvolke Bildung und Aufklärung“ zuteil werden zu lassen.

Wenige Wochen vor Inbetriebnahme der Karawankenbahn eröffnete die Sektion Klagenfurt des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins am 16. September 1906 die Klagenfurter Hütte auf der Matschacher Alm.

Unter Hinweis auf die positiven Auswirkungen für die Almwirtschaft suchte der Alpenverein 1909 um neuerliche Unterstützung für notwendige Instandsetzungsarbeiten des erst kurz zuvor angelegten Weges an:

„In den Jahren 1906 und danach wurde durch die Agrarbehörde in Ausführung der Alpenverbesserung der Matschacher Alpe auf diese ein Weg erstellt, der zur Not auch als Fahrweg gelten kann, da er eine Breite von zwei Metern und eine 16 % nicht übersteigende Neigung aufweist. Gleichzeitig mit dieser Weganlage erbaute der Gau Karawanken auf die genannte Alpe eine Unterkunft, Klagenfurter Hütte genannt und leistete für die Verlängerung des Weges bis zur Hütte nicht nur einen Betrag von 400 Kronen, sondern verpflichtete sich auch die Erhaltung des Weges zu besorgen. Der Besuch der Hütte gestaltet sich sehr lebhaft, sie wird auch von Personen frequentiert, welche keine eigentlichen Touristen sind, da der neu hergestellte Weg die Erreichung der Höhe von 1660 m ungemein erleichtert.

Mit Rücksicht auf die Bedeutung, die die Verbesserung der Zufahrt auch für die Alpenwirtschaft besitzt, hat der Kärntner Alpenwart für diesen Zweck einen Betrag von 1000 Kronen gewidmet. Der Gau Karawanken stellt in seinem Gesuch dar, daß er außerstande ist, den Restbetrag aufzubringen.“

Stallneubau auf der
Matschacher Alm, 1908.



Heute wird die Errichtung von Almwegen oft von Konflikten zwischen ökologischen und landwirtschaftlichen Standpunkten begleitet. 100 Jahre nach Anlegen des ersten einigermaßen befahrbaren Alm- und Touristenweges auf die Matschacher Alm bzw. zur Klagenfurter Hütte, sorgte die im Jahr 2008 neu angelegte Fahrstraße für mediale Aufregung. Obwohl eine zeitgemäße Almerschließung durchaus von öffentlichem Interesse war, stellten die Medien im Falle der Matschacher Almstraße die ästhetische Landschaftsbetrachtung eindeutig vor landwirtschaftliche Interessen. Der Bauer hingegen beurteilte die Landschaft seit jeher weniger nach ihrem ästhetischen, sondern eher nach ihrem Gebrauchswert – es ging und geht ausschließlich um die Qualität und Quantität der Weideflächen, um Baumbestände oder die genaue Kenntnis der Grundstücksgrenzen.

„Forststraße oder Autobahn“, „Frevel an der Natur“ lauteten die Schlagzeilen in den Tageszeitungen, die dabei die Sichtweisen einiger Ausflugstouristen zur öffentlichen bzw. veröffentlichten Meinung erhoben. Und in einem Artikel war beispielsweise zu lesen:

„Im Hintergrund erheben sich majestätisch die Berge, vorne lädt ein Lkw eine Fuhre Erde auf die Schneise, die in die Natur gerissen wurde. In den Karawanken findet zurzeit ein Umweltfrevel statt,



Errichtung des neuen Weges auf die Matschacher Alm, 2008.

der den Alpenwanderern den Atem verschlägt.“ (*Kärntner Tageszeitung*, 25. Juni 2008)

Die Matschacher Almbauern bekamen die nötige Unterstützung zum Anlegen des neuen Bringungsweges aber auch durch Naturschützer:

„Sollen wir den Bauern, nur weil die Klagenfurter gern dort hinaufgehen, die Bewirtschaftung verbieten? Ohne diese Arbeit würde die Alm in Kürze zuwachsen. Ein Neubau im Gelände ist immer ein furchtbarer Eingriff, das hinterlässt ein brutales Bild. Aber was dort passiert, das ist eine normale, moderne Almschließung, die man den Besitzern zugestehen muss.“ (*Kleine Zeitung*, 11. September 2009)

Doch Almschließungswege werden im Regelfall nicht aus Bequemlichkeit oder Selbstzweck, sondern aufgrund rationaler Überlegungen (Arbeits- und Zeitersparnis, finanzieller Aufwand etc.) bzw. wegen der verbesserten Erreichbarkeit der Almen errichtet.

Allein die Instandhaltung des Zaunes auf der zur Lammersdorfer Alm gehörigen Kälberalm bedurfte in weglosen Zeiten einigen Arbeits- und Zeitaufwandes:

„1968 is der Weg in die Kälberalm gebaut worden. Ich hab’ die Leut’ erst davon überzeugen müssen. Der Weg auf die Höh’ wo aber wichtig. Davor hab’n wir das Zaunholz auf die Schultern hinaufgetragen, später dann mit dem Muli (Maultier). Der Muli wollt’

Bau des Lammersdorfer
Almweges, 26. Juli 1953.

Errichtung des neuen Almweges
in die Großfragant, 2004.



sich aber oft niederlegen. Der fünf Kilometer lange Weg ist dann mit der Schubraupe g'schoben worden, die Böschungen hab'n wir in Handarbeit gemacht. Heut' macht das der Bagger sehr schön. Der Weg war von großer Bedeutung, falls a Vieh krank worden is, oder so. Heut' betreut die Jungviehalm der Halter von der Lammersdorfer Alm mit, manchmal fährt er mit dem Auto hinauf.“ (Josef Obwegger sen., Görttschach/Millstatt, 2009)

Den vielfältigen Nutzen der Almerschließung skizzierte Walter Merlin (Technischer Leiter der Agrarbezirksbehörde Villach) in dem 2007 publizierten Beitrag „Almwegebau im Spannungsfeld Naturschutz – Landwirtschaft“ anhand zweier Projekte, die weitestgehend im Einklang mit ökologischen Interessen durchgeführt wurden:

„So konnte beispielsweise durch die Realisierung des Almaufschließungsweges ‚Schulteralm‘ im Lesachtal eine agrargemeinschaftliche Alm mit einer Fläche von 458 ha, die bisher nur durch einen sehr mangelhaften und auch gefährlichen Triebweg erreichbar war, zeitgemäß erschlossen werden. Dadurch hat sich die Situation der Agrargemeinschaft derartig verbessert, dass bereits im ersten Jahr nach der Realisierung des Wegbauvorhabens die Auftriebszahlen um ca. 40 Prozent gestiegen sind. Im ersten Jahr konnten auch ca. 750 Laufmeter Zaun erneuert werden, da nunmehr das dafür benötigte Material problemlos zugeführt werden konnte. Erheblich gesteigert hat sich in diesem Bereich auch die Fläche der Mähwie-



Almgebäude im Gößnitztal, 2006.

„Das im Gößnitztal gelegene, ca. 4.000 ha umfassende Almgebiet ist seit 2006 erstmals mit Geländefahrzeugen und Traktoren erreichbar. Diese Erschließung hat dazu geführt, dass auch in diesem Tal die Almwirtschaft zeitgemäß durchgeführt werden kann. Als sichtbarstes Zeichen dafür ist der Umstand zu werten, dass nun erstmals viele bestehende Almgebäude erneuert bzw. saniert werden.“ (Walter Merlin, 2007)

„Das Vieh is über das Gößnitztal auf die Retschitz Alm getrieb'n woan, immerhin 1.000 Höhenmeter, das woa schon a Anmarsch von sechs Stunden. Der Triebweg woa sehr g'fährlich. Im Sommer is oben gebuttert und gekäst worden. I kann mi erinnern, wie i a Kind woa, is im Juni das meiste mit Saumpferden hinaufgesäumt worden, ansonsten hab'n wir Kinder alles rauf- und runtergetragen.“ (Hubert Lackner, Pockhorn/Heiligenblut, 2009)

Mit dem Saumpferd auf die Retschitz Alm, 1956.



sen, da von den Landwirten Almflächen nunmehr in relativ kurzer Zeit erreicht werden können.

Ebenso wurde das Almfeld baulich erneuert und es gibt nunmehr keine Probleme, geeignete Hirten für die Alpsaison zu finden, was sich bisher aufgrund der mangelhaften Unterkunft schwierig gestaltet hat. Auch die im Bereich des Zentrums vorhandenen Erosionsschäden können künftig behoben werden, da nunmehr die Zufahrt für Baumaschinen möglich wurde.“

Materialseilbahnen

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde auch der Bau landwirtschaftlicher Seilaufzüge, u. a. vom Hof zur Alm forciert. Gegenüber dem Bau neuer Güterwege war die Errichtung von Materialseilbahnen in vielen Fällen als kostengünstigere Alternative angesehen worden. Als zusätzliches Argument führten die Befürworter von Lastenaufzügen die Zeitersparnis, die Überwindung steiler Strecken in direkter Linie, die Einsparung an Zugtieren bzw. die unnötige Abnützung von Kraftfahrzeugen an. Die Seilbahn-Pioniere prophezeiten den Beförderungsanlagen in der Gebirgs- und Almwirtschaft eine große Zukunft. Ihrer Meinung nach erleichterte der Seilaufzug den Abtransport der frisch gemolkene Almmilch oder die Bringung des nötigen Handelsdüngers. Als besonderen Komfort priesen manche Agrarexperten die Ausstattung des neuen Beförderungsmittels mit einer Fernsprechanlage, da ihren Vorstellungen nach durch die Kombination von Seilbahn und Telefon der „Wille zur Scholle“ gestärkt werden würde.

1957 ersuchte die Retschitz-Almgemeinschaft, bestehend aus den beiden Almbesitzern Wirtsbauer und Petrusbauer, das Alminspektorat u. a. mit folgenden wirtschaftlichen Überlegungen um Beihilfe zum geplanten Seilbahnbau auf die Retschitz Alm:

„Durch Einsatz und Verwendung eines Melkstandes wird eine Person, was heute sehr entscheidend ist, eingespart werden. Durch die mögliche Zulieferung von Stärkek Futter wird die Milchleistung ansteigen und die Kälberaufzucht ohne Eiweißverschwendung erfolgen. Die Milch kann als frische Alpenmilch direkt an den Fremdenort geliefert werden. Der Heimbetrieb wird während der Sommermonate viehlos, was mehr Zeit für gute Heugewinnung und

Heueinsparung gibt. Das Ausnützen von Felsenweiden und steilgefährlichen Flächen wird nicht mehr notwendig sein (keine Absturzverluste). Die anfallende Milch, welche bisher, teils über die Kälber, teils durch Verbutterung nicht immer zweckmäßig verwendet wurde und keine bedeutende Einnahme brachte, kann dann voll verwertet werden.“

Nach Fertigstellung der Materialseilbahn dankten die beiden Landwirte dem Alminspektor für seine wohlwollende Projektunterstützung. Ganz dem Fortschrittsgedanken und Modernisierungswillen der 1950er-Jahre verbunden, schrieben sie voll Enthusiasmus:

„Nun ist das für uns so große Werk vollendet. Die großen Errungenschaften der Technik kommen so auch uns Bergbauern in reichem Maß zugute. Wenn bei Sonnenaufgang die Milchkannen blitzend von den Almen kommen, wollen wir uns immer dankbar derer erinnern, die uns dieses große Werk zu vollenden ermöglicht haben.“

1970 wurde auf der Retschitz Alm (Petrusbauer) die Milchwirtschaft eingestellt und bis 1995 ausschließlich im Tal weitergeführt. Mittlerweile hat der Betrieb auf Mutterkuhhaltung umgestellt: „Heut’ bin i froh über diesen Schritt. Anfangs war’s schon a komisches Gefühl, das ganze Jahr tuast melk’n und dann auf amal nimmer.“



„1958 is die Materialseilbahn errichtet woan und bis 1970 hab’n wir oben Milchwirtschaft betrieben. Die Frischmilch is dann herunter g’liefert woan und der Kunstdünger hinauf. 1954 gab’s die erste Melkmaschine mit Benzinmotor. Am Hof hab’n wir a elektrische g’habt, für oben hat man den E-Motor abnehmen und den Benzinmotor draufsetzen können. Den hab’n wir mit’m Pferd hinaufgesäumt, später dann mit der Seilbahn, da wo dann alles viel leichter.“ (Hubert Lackner, Pockhorn/Heiligenblut, 2009)

Die Retschitz-Materialseilbahn fand mitunter für den Milch- und Personentransport Verwendung, 1960.

Während die Alm vom Petrusbauern nach wie vor mit Rindern bestoßen wird, hat sein Almnachbar, der Wirtsbauer, kein Vieh mehr auf der Retschitz Alm:

„Der Wirtsbauer hat sei Alm der Nationalparkverwaltung überlassen. I krieg für die Bewirtschaftung weniger wie er fürs Stilllegen. Das soll ja alles wieder Naturland werden, auf Dauer wird die Alm zuwachsen, man sieht eh schon viele Bamlan aufkommen.“ (Hubert Lackner, Pockhorn/Heiligenblut, 2009)

Feierliche Eröffnung der
Materialeiseilbahn durch die
„Alpseilgemeinschaft Tresdorf“
im Mölltal, 6. September 1953.

„1953 is die Seilbahn eröffnet
woan. Gebaut hab'n wir sie
gemeinschaftlich. Das wo a
komplizierte Sache, mühselig.
Mit der Errichtung der Seilbahn
hat a das Telefon auf den Almen
Einzug gehalten. A Feldtelefon.
Zu jeder Hütt'n is a Telefonleitung
gelegt woan und bei uns, da war
die Zentrale. Da hab'n sie uns
angerufen und wir hab'n die
Leit' verständigt. Bis zum Jahr
1953 is die Milch oben verarbeitet
worden. Butter und Käs' is g'macht
worden. Danach is nix mehr
gekast woan, wir hab'n die Milch
oba und zur Molkerei g'liefert. Mit
dem Almaufzug is die Käserei mehr
oder weniger g'storben. Dann im
80er-Jahr is der Almweg gebaut
worden. 1982 wo a fertig und
danach is der Aufzug überflüssig
woan.“ (Josef Kerschbaumer sen.,
Tresdorf/Mölltal, 2009)



Wohnen auf der Alm

Die Arbeit auf der Alm ist einerseits mit Strapazen und Entbehrungen verbunden, andererseits bedeutete das „Almgehen“ immer schon auch eine willkommene Unterbrechung des Alltags im Tal. Obwohl der Arbeitsablauf durch die Erfüllung genauer Aufgaben und Pflichten vorgegeben war, fühlte sich das Almpersonal meist „freier“ und selbstständiger als zu Hause. Neben einem streng geregelten Arbeitsrhythmus ermöglichte das Leben auf der Alm anscheinend ein unabhängigeres Leben.

Die 1909 geborene Veronika Gratzl, ehemals Sennerin auf der Thamer Alm im Nockgebiet, erinnert sich an das Gefühl der Ungebundenheit:

„Auf der Alm woa's schöner wie daham. Da hab' i tun können, wie i woll'n hab', da hat ma kana was ang'schafft. Auf der Alm, das war mei schönste Zeit.“ (Veronika Gratzl, Feldkirchen, 2009)

Heute wird die Arbeit auf der Alm vor allem von „branchenfremdem“ Personal (Studenten, Pensionisten, Journalisten etc.) als vorübergehende Befreiung von den „Wohltaten“ der Industriegesellschaft empfunden. Allein in der Gebirgsnatur und mit dem Vieh zu sein, ohne Strom, Fernseher, Telefon, Waschmaschine oder Computer, bedeutet heutzutage für viele Sennerinnen und Hirten eine willkommene Abwechslung zum technisierten Alltag. Ob sie auch den allgemeinen „Wohnkomfort“ früherer Almhütten gutheißen würden, muss dahingestellt bleiben.

Weiter zurückreichende Überlieferungen zur Unterbringung des „Almvolkes“ finden sich in frühen Reiseberichten.

Die zwei Naturforscher Joseph Reiner und Sigmund von Hohenwarth, deren leidenschaftliches Sammeln, Vermessen und Herumgeklopfe die einheimische Bergbevölkerung mit Befremden verfolgte, sahen sich anlässlich einer Exkursion ins Karawankengebiet gezwungen, in einer Hirtenhütte zu übernachten.

Über dieses für einen noblen Bürger und einen gutsituierten Grafen ungewohnte Erlebnis schrieben sie 1792:

„Die Alpenhütten sind höchst einfach; noch rohe Bäume werden zur Wand aufeinander geschichtet, daß zwischen jedem ein Raum übrig bleibt, durch den der Nachtwind pfeift. In der Mitte steht der Herd, an den Wänden laufen Bänke herum. Um diesen Palast stehen als Nebengebäude die Viehställe. Eine Nacht in einer



Eindrucksvoll schilderte August von Scheidlin die im 19. Jahrhundert anzutreffenden Wohnverhältnisse auf Kärntens Almen, nicht ohne Maßnahmen für deren Verbesserung einzufordern:

„Es ist nicht mehr als billig, daß den Menschen, die drei bis vier Monate auf der Alpe zubringen, die sich, wenn sie ihre Pflicht erfüllen, allen Unbilden des Wetters aussetzen müssen, eine Unterkunft geboten wird, wo sie sich trocknen, wärmen und ihre Speise kochen können, ohne dabei im Rauch zu ersticken, wo sie, vor Wind und Regen geschützt, Ruhe nach den Mühen des Tages finden. Wie sieht es aber in vielen sogenannten Halterhütten auf unsern Alpen aus? – Tritt man aus der würzigen Luft durch die niedrige Tür in eine solche Hütte, so umfängt den Besucher tiefe Dämmerung und seine Nase wird durch eine Mischung von sauren Milch-, Rauch-, Käse- und anderen unsagbaren Gerüchen beleidigt. Man denke sich in der einen Ecke der Hütte ein sogenanntes Bett, dessen Anblick schon ein Jucken am ganzen Körper verursacht, und Sprünge und Klüfte in den Wänden, durch die der Wind streichen kann.“

„Sennküche“ mit offener Feuerung, um 1930.

solchen Hirtenhütte ist die größte Unbequemlichkeit auf einer Alpenbesteigung; abgerechnet, daß man angekleidet auf Bänken nach dem Schlaf seufzet, wird man von Rauch, von Kälte, und gewissen Thieren geplagt. Der Regen spritzte durch die dünnen Wände, der Wind fuhr am Boden hinein in die Ruhekammer.“

Vielfach mussten die frühen Bergtouristen mit den bescheidenen Almhütten als Einkehr- oder Übernachtungsmöglichkeit vorliebnehmen. 1889 legte der Komponist Thomas Koschat eine Pause in einer Halterhütte auf dem Dobratsch ein. Über die seiner Ansicht nach wenig komfortable Raststation äußerte er sich humorvoll mit folgenden Worten:

„Idyllisch sieht die Hütte auf den ersten Blick allerdings aus und das Gegrünze der dieselbe umkreisenden Schweinchen klingt für gewisse Ohren förmlich wie Sphärenmusik; aber wenn man sich gleich beim Eintritt in die Spelunke den Schädel an der niedrigen Eingangsthüre wundgeschlagen hat, wenn man sich unmittelbar darauf von den Vielhufern beschnuppert fühlt und wenn sich schließlich das Niederlassen auf eine Bank in einer Farbenmetamorphose des Beinkleides rächt, nun dann gehört eine hochgradige Naturschwärmerei dazu, alles dies bezaubernd oder gar himmlisch zu finden.“

Die Bauweise der Almhütten war sehr unterschiedlich, je nachdem, welches Baumaterial in der unmittelbaren Umgebung vorhanden war. In Zeiten ohne Fahrstraße oder Hubschraubertrans-

Almhütte auf dem
Dobratsch, 1921.



port musste mit dem vor Ort befindlichen Material das Auslangen gefunden werden. Innerhalb der Waldgrenze fanden sich deshalb meist Holzbauten, über der Baumgrenze vornehmlich Steinhütten. Die älteren Almhütten bestanden aus einem einzigen Raum, der zugleich Koch- und Schlafraum war. Der Hüttenboden bestand oft aus festgestampfter Erde oder er war nur mit Steinplatten ausgelegt. Dazu befand sich im Raum eine meist offene Feuerstelle, die nicht selten die Hütte mit Rauch füllte.

Michel Knittl ist die karge Ausstattung der Almhütten in seiner 1889 erschienenen Publikation „Cultur- und Landschaftsbilder aus Steiermark und Kärnten“ eine eingehendere Betrachtung wert. Dabei nahm er die Feitlbauerhütte auf der Dechant Alm in näheren Augenschein:

„Die Hütte sieht aus wie ein niedriger Stall. Sie hat ein hohes Dach aus altersgrauen Brettern, von denen sich viele geworfen haben. Löschpapierartige, graue Fetzen hängen von den Brettern. Diese sind mit Holznägeln an mächtigen Dachbäumen befestigt, welche auf den niedrigen Mauern ruhen. Die Steine dieser Mauern sind ohne jede Verbindung über einander gelegt. Die niedrige Bretterthüre kann selbst für den Kundigen nicht gesperrt werden. Wir treten in die Hütte. Zur Rechten ein Brett auf Holzpfählen als Bank vor dem geräumigen Herde. Über diesem hängt an drehbarem, rußigem Holzhebel der große kupferne Kessel zur Käsebereitung. Über dem Eingange liegt auf Stangen, die von Wand zu Wand gehen, der trockene Holzvorrath. Unter der Bank neben dem Herde auch.



Halterhütte auf einer Ochsenalm ob St. Oswald, 1932.

Der Halter schafft zwei Tage nach dem Viehabtrieb sein Gepäck fort, eine Sennerin und ein Knecht helfen ihm dabei.

Im Winkel zur Linken der Thüre befindet sich ein Wasserschaff. Auf derselben Seite befindet sich auch das Bett der Sennerin. Das Bett ist reinlich gehalten, denn das ‚Mizele‘, die saubere junge Sennerin, hält auf Reinlichkeit. Neben dem Bette hängen einige Heiligenbildchen und der ‚Weihbrunnkessel‘ mit Weihwasser. Unter dem Bette liegen junge Wachholdersprossen, die klein gehackt als Futter verwendet werden. Der Raum ist Küche, Speisezimmer, Arbeitsstube und Schlafkabinett zugleich. Da sie weder Rauchfang noch Fenster besitzt, so kann der Rauch nur durch die geöffnete Thüre, die Fugen zwischen den Steinen der Wand und die Lücken im Bretterloch entweichen. Darum heißt es viel Rauch schlucken.“

Noch kleiner und einfacher als die Sennhütten waren die Behausungen der Hirten, der sogenannten Halter. Die Halterhütten dienten für wenige Monate, auf höher gelegenen Almen oft nur für ein paar Wochen im Jahr, für ein oder zwei Hirten zur Übernachtung, zur Zubereitung ihrer Mahlzeiten und als Aufenthaltsort bei Schlechtwetter. Die Ansprüche während dieser kurzen Zeit waren gering, die notdürftigen Hütten hielten sich dennoch lange Zeit. Erst die forcierte Almerschließung nach 1945 erlaubte auch die Renovierung alter bzw. den Bau neuer Hütten, die ein Mindestmaß an Wohnkomfort erfüllten. Mittlerweile sind viele Senn- und Halterhütten mit Elektrizität, Warmwasser, Dusche und WC aus-

Die nötigen Baumaterialien zur Errichtung der neuen Almhütte in der Tresdorfer Wölla werden mit dem Hubschrauber transportiert, 1997.

Solarenergie auf der Litzlhofalm, 2004.



gestattet, auf manchen Almen ermöglichen Satellitenempfänger heimelige TV-Hüttenabende. Die Mobiltelefone haben das Ihrige dazu beigetragen, die Kommunikation mit manch abgeschiedener Halterhütte zu erleichtern.

„Früher hab’n wir auf Strohsäck g’schlafen, nit auf ana Matratz’n. Do woa Heu drin, bloßes Heu in an Leinensack. Heut’ hab’n wir auf da Würmlacher Alm Strom oben von da Solarg’schicht. Radio und sogar an kleinen Fernseher kann man jetzt oben anschließen, das hat’s früher alles nit geben. Kühlschränk gibt’s jetzt a schon und an anständigen Herd. Früher woa bloß a g’mauerter Herd oben. A offener, a Kessel und a paar Pfannen. Do woa bald einmal was gut. Oft hast müssen hinausgehen vor lauter Rauch, die Kuchl woa sowieso ganz schwarz vor lauter Rauch. Aber daran hat man sich, wenn man länger drinnen woa, gewöhnt. Do bist g’räuchert woan wie a Speck, g’sund wird’s sicher nit g’wesen sein.“ (Jakob Stramitzer, Würmlach/Gailtal, 2009)

Almauftrieb

Schon vor dem Almauftrieb nahmen notwendige Vorbereitungen einiges an Arbeitszeit in Anspruch. Zäune mussten in Ordnung gebracht und Ausbesserungen an den Almhütten oder Viehunterständen vorgenommen werden. Mitunter mussten die Weiden von Steinen, Geröll und Bruchholz gesäubert werden. Ebenso bedurfte es der Instandsetzung durch Muren und Lawinen beschädigter Wegabschnitte.

Die Auftriebstermine sind traditionell vorgegeben, richten sich aber auch nach der Wetterlage und dem Stand der Vegetation. Je nach Höhenlage der Alm wird zwischen Mai und Juni aufgetrieben.

Der leidenschaftliche Wanderer Heinrich Noé begegnete 1885 bei seinen Erkundungsgängen auf Oberkärntens Almen einem Viehauftrieb:

„Wer auf einem Bergpfad abwärts gegen das tiefere Thal her-
ausgeht, murrst jetzt oft über sein Schicksal. Allenthalben kommen ihm auf dem schmalen Steige Herden entgegen, die zu den hohen Alpen wandern. Das mächtigste der Rinder mit seiner Blechglocke läutet ihnen voran, alle haben den Sack, in dem ihr Lecksalz steckt,



Herkömmlicher Viehtransport auf die Matschacher Alm, 2008.

Im Zeitalter der Motorisierung kann es schon vorkommen, dass gestresste Autolenker auf ihrer Bergfahrt die Rinderherden als unnötige Schikane empfinden: „Wir treiben noch zu Fuß auf die Matschacher Alm, da gehen wir ca. dreieinhalb Stunden. Die Leut' sind dabei oft so ungeduldig, dass wir uns're 13 Stück Vieh auf die Seite treiben müssen, damit sie mit ihre Autos vorbeikommen. Obwohl wir eh so früh dran sind, aber die haben überhaupt ka Geduld.“ (Franz Andrejčič, Matschach/Rosental, Mače/Rož, 2009)

als Halstuch um den breiten Nacken geschlungen. Müde Lämmer werden von den Hirten getragen. Und hinterdrein folgen die Menschen, Jung und Alt, und vermengen ihre treibenden Stimmen mit denen der angestregten Thiere. Auf schlüpfrigen Felsen klettert der Wanderer, um den neugierig sich ihm entgegen drängenden Hornträgern auszuweichen.“

Bei den Vorbereitungen zum Almsommer beanspruchten vor allem die Zaunarbeiten einiges an Zeit und einigen Personalaufwand. Während heute auf den Almen nur noch selten Holzzäune anzutreffen sind, waren diese bis vor wenigen Jahrzehnten die gebräuchlichste Form der Umfriedung. Je nach Funktion und Region haben sich unterschiedliche Zaunformen aus Holz entwickelt (Ringzaun, Kreuzzaun, Schrankzaun etc.). Auf Privatalmen hat der Besitzer sämtliche Zaunarbeiten allein durchzuführen.

„Die Anderlealm beim Hochrindl is unser' Alm, a Privatalm. Früher is nur mit Holz gezäunt woan, alles z'ammen fünf bis sechs Kilometer Zaun. Als Bua hab' i die Äst' herunter'g'hackt, die wurden dann zuag'spitzt und zum Austrocknen geschält. Für die Ranten hat ma das beste Holz g'schlägert, die schönsten Bam. Die Stämm' san gekloben woan; dann alles zum Zaun tragen oder ziehen. Drei bis vier Kilometer Zaun woan's schon auf der ersten Alm. Allein das Nachbessern der Zäun' hat drei Wochen gedauert, mit drei bis vier Leut'. Jetzt ist alles mit Stacheldraht.“ (Hubert Reiner, Rauschegg/Gurktal, 2009)

Auf Gemeinschaftsalmen musste der Bauer gemäß seinen Anteilen eine bestimmte Zeit für das Zäunen aufbringen. Kam ein Bauer seinen Verpflichtungen nicht nach, so durfte er im selben Jahr mitunter kein Vieh auftreiben (gegenwärtig wird es immer schwieriger, ausreichend Gemeinschaftsalm-Mitglieder für kollektive Arbeiten zu gewinnen, da viele von ihnen mit der Landwirtschaft längst aufgehört haben). Heutzutage werden auf den Almen meistens Stacheldraht- oder elektrische Zäune verwendet. Bereits 1876 beanstandeten die Funktionäre der Sektion Almwirtschaft die „unsinnigen Massen von Holz und Arbeitskraft, die durch die Verzäunungen der Alpen in Anspruch genommen werden“. Der Stacheldraht war erst 1874 in den USA patentiert worden und es dauerte noch einige Zeit, bis er seinen Siegeszug in Europa antreten sollte. Die nötige Publicity in Europa verschaffte ihm erst sein massenhafter

Gebrauch bei den Grabenkämpfen und für die Gebirgsstellungen im Ersten Weltkrieg.

„Der Almauftrieb is an einem bestimmten Tag, geht aber immer individuell vor sich. In der Früh gibt's auf der Alm dann die Arbeitseinteilung, meist waren wir zwei Tag' oben. Wir hab'n dort im Heu übernachtet, damit wir den Zaun dermacht hab'n. Auf der Höh' is schon relativ früh a Drahtzaun g'macht worden, vor dem Krieg schon, es wo ja ein Problem, das ganze Holz hinaufzutragen.“ (Josef Obwegger sen., Görttschach/Millstatt, 2009)

„Das Almfahren, das Auftreiben auf die Rattendorfer Alm wo immer ein großes Ereignis, zu meiner Zeit, Ende der 40er-Jahr' wo schulfrei, nit offiziell, aber es wurde vom Lehrer entschuldigt, wenn man hinaufgegangen ist. Um drei Uhr früh is schon der Erste mit ana Sturmlamp'n auf'm Kopf mit sein Vieh vorbeig'fahren. Um sechs, halb sieben Uhr früh wo ma schon in der Alm, da sind alle oben gesessen, so ca. 50, 60 Leute. Dann wo die Viehaufnahme durch den Almmeister, er hat die Namen der Bauern aufgerufen und jeder hat seine Stückzahl Vieh angegeben. Danach wo die Arbeitseinteilung zum Schwenden, Zaun-Machen oder Wassertrög'-Ausputzen. Das Zusammensitzen nach der Arbeit wo das Schönste. Die Erwachsenen hab'n etwas getrunken, die Älteren hab'n alte Lieder gesungen, so was gibt's heute leider nimmer. Jeder kommt mit dem Lkw oder Traktor, ladet ab und is schon wieder weg. Nur wenige sitzen noch zusammen.“ (Hermann Lackner, Jenig/Gailtal, 2009)

Vor der Motorisierung und der Erschließung der Almen durch adäquate Fahrwege musste die „Almfahrt“ noch zu Fuß bewältigt werden. Schwere Buckelkörbe mit Lebensmitteln, Wäsche, Melkgeschirr und sonstigem Zubehör des täglichen Bedarfs wurden hinaufgetragen.

In durchaus blumiger Sprache vermittelt Michel Knittl seinen Eindruck von der Beschwerlichkeit des Almauftriebes von vor über hundert Jahren:

„Nun läßt der Bauer im Thale sein Vieh aus dem dumpfigen Stalle, wo es fast nie gereinigt den langen Winter in tragem Hinbrüten verbracht. Da athmen die Rinder frisch auf, sie dehnen und recken die steifen Glieder und eilen, von der munteren Sennerin getrieben, mit sichtlichem Behagen der Alm zu. Starke Burschen tragen auf breitem Rücken eine ‚Kraxe‘ oder den Rückenkorb mit



Abtragen des Kreuzzaunes nach dem Almabtrieb, Bockalm ob St. Oswald, um 1930.

Mit dem Spruch „Bua lauf, Bua spring, Bua Steck'n, Bua Ring“ wurden die jungen Gehilfen bei der Herstellung der Ringzäune im Nockgebiet spaßhaft zur Eile angetrieben. Das Sprichwort „Saubere Zäun', fleißige Leit', halten den Hof z'amm, verjagen den Streit“ illustriert die weitreichende Funktion des Zaunes. „Ober'm Almgatterl gibt's ka Sünd“ hingegen entspricht einem eher historisch gewachsenen Klischee.

den nothwendigsten Lebensbedürfnissen. Auch der große kupferne Kessel zur Käsebereitung und unterschiedliches Geschirr werden in ähnlicher Weise zur Alm befördert.

Heiter ist das Bild des Auftriebes auf die Alm. Guthmütige Kühe wandern unter dem Geläute der ihnen am Halse hängenden Glocken auf dem rauhen, steinigen Pfade. Mürrisch folgt der Stier. Hinter den Rindern wandert die Sennerin mit einem großen, an Tragbändern befestigten Rückenkorbe. Und jetzt beginnt ein lustiges Leben dort oben.“

„Nach dem Almauftrieb sind wir mit Gehilfen für gewöhnlich a Woch'n drin geblieb'n, Zäun' reparieren, Weg in Ordnung bringen und so. Vor allem die Zaunreparatur war abhängig vom vorherigen Winter. Wir hatten nur noch in kleinen Bereichen Holzzäun'. Der Vater hat aus dem Ersten Weltkrieg fast umsonst einige Drahtrollen organisiert und da is bald darauf nur noch mit Draht gezogen woan. Für die Holzzäun' sind ja vielfach nur die schönsten Bamstämm' in Frage gekommen, mir wo a um jedes Zirbele leid.“ (Georg Süßenbacher, Frankenberg/Gurktal, 2009)

Holzzäunungen auf der Gildendorfer Alm, um 1908.



Viehauftrieb in Unterkärnten, um 1950.



Das nötige Alminventar wurde mittels Pferdefuhrwerk angeliefert, Koralm, um 1935.

Hirtenidylle

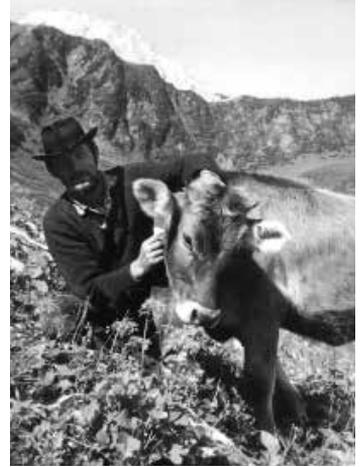
Gegen Ende des 18. Jahrhunderts erlebte die bürgerliche Bildungsreise unter dem Motto „Wer reiset, der liest im Buche aller Bücher“ einen allgemeinen Aufschwung. Wissbegierige durchstreiften dabei auch die Alpen und entwickelten zunehmend eine Leidenschaft für die unverdorrene Volkskultur. Eifrig dokumentierten sie ländliche Sitten und Bräuche, notierten Volkssagen und Volkslieder oder beschrieben eben mit Akribie das Almleben.

Michel Knittls Schrift über das lustige Sennenleben auf den kärntnerischen Alpen vermittelte seinen Lesern eine heile Welt des Lebens auf der Alm, geprägt von Entbehrungen, Bescheidenheit, Aufrichtigkeit, Naturnähe und liebenswürdiger Einfältigkeit – Charaktermerkmale, die regelmäßig in der alpinen Reiseliteratur auftauchen. Die von Literaten, Reisenden und Naturforschern verbreitete Hirtenidylle und Sennerinnenromantik gab die Blickweise Außenstehender wieder, die selten einen Bezug zur Realität des Almlebens aufwiesen.

In ihren Beobachtungen differenzierten die Schreiber selten zwischen romantischem Almleben und kargem Alltagsleben, wenn sie ihre schablonenhafte Sichtweise der Almbevölkerung dem Leser als objektive Wahrheit präsentierten:

„Die Halterhütte ist weit primitiver als die Sennhütte eingerichtet. Sie hat nur selten Fenster, fast nie einen Tisch. Eine Stelle auf dem Fußboden, durch Steine vom übrigen Hüttenraum abgetrennt, dient als Herd. Die Pfanne, in welcher die Polenta gekocht wird, zeigt im Innern eine dicke Kruste von Speiseresten. Alles schmutzig und schmierig, überall fehlt die weibliche Hand. Der Halter sieht nur wenige Menschen in den Sommerwochen, er ist daher manchmal wortkarg, barsch, menschenscheu. Selten hört man ihn singen. In ruhigem Hinbrüten raucht er den ganzen Tag seine Pfeife oder gräbt Enzianwurzeln. Dem Fremden gegenüber ist er zwar manchmal rauh, aber gastfreundlich. Freilich muß man schon sehr genügsam sein und eine besondere Vorliebe für Schaf- und Ziegenmilch haben.“ (Michel Knittl, 1889)

Um sich nicht länger „in der fensterlosen, kalten und raucherfüllten Halterhütte“ aufhalten zu müssen, eilte der Autor ins Freie, wo er den Anblick der Bergwelt – unterlegt mit dem Blöcken munterer Schafe – wieder genießen konnte.



Jakob Stramitzer als Halter auf der Würmlacher Alm, 1969.

„Die Viecher musst kennen, sonst brauchst gar nit halten gehen. Auf der Alm bist eh wie a Tierarzt. Es sind gewisse Sachen, die alleweil passieren. Man muss sich da schon a bisschen auskennen. Wenn eine kälbert und so, da kannst nit auf an Tierarzt warten, weil bis der daherkommt, kann sein, dass alles hin is. Jedes Stück Vieh hat a anderes G'sicht. Ganz gleich wie a Mensch. I hab' da kane Schwierigkeiten nie g'habt. I hab' das g'schwind begriffen.“ (Jakob Stramitzer, Würmlach/Gailtal, 2009)

Auf der Alm existierte nicht nur eine streng hierarchische Ordnung zwischen Senner oder Sennerin, Hirten, Hilfspersonal und Schwender (ein Almberuf, der mittlerweile praktisch verschwunden ist), sondern es gab auch unter den Hirten eine graduelle Rangordnung zwischen Kuh-, Galtvieh-, Ochsen-, Kälber-, Pferde-, Schaf- oder Ziegenhirten. Dazu kam meist noch ein junger Beihirte oder Zubote. Die österreichweit durchgeführte Almerhebung 1950/52 unterschied in ihrer Statistik zwischen Fach- und Hilfspersonal. Zu den Fachkräften zählten Melker, Käser, Senner und Sennerinnen, während man zum Hilfspersonal laut älteren Aufzeichnungen „Knechte, Mägde und Dirnen“ und vor allem die Hirten rechnete.

Häufig wurden die Hirten als faul und liederlich dargestellt, die nur in der Sonne liegen und dem grasenden Vieh zuschauen. So machte etwa Karl Pulfer, erster Alminspektor Kärntens, 1910 die Bequemlichkeit und den Starrsinn vieler Hirten für das Scheitern zahlreicher Maßnahmen zur Modernisierung der Almwirtschaft verantwortlich:

„Soweit es sich um Unterkunft für das Galtvieh handelt, halten die meisten Besitzer die Errichtung eigentlicher Ställe für überflüssig und geben sich mit Schattenständen, Unterständen zufrieden. Warum? Weil es billiger ist und weil das Einstellen und Anhängen des Viehes in einem ordentlichen Stall mehr Arbeit erfordert. Über den Kostenpunkt ließe sich mit Rücksicht darauf, daß die Alpstallbauten sehr ausgiebig subventioniert werden, leicht reden. Mit dem zweiten Bedenken hat es aber seinen ganz besonderen Haken. Denn da kommt nicht der Besitzer, sondern auch der Alhalter zur Sprache, und wo dieser Unfehlbare einer Neuerung abhold ist, steht es schlimm mit der Sache. Ein guter, einsichtiger Halter wird freilich froh sein, wenn er Gelegenheit hat, die Tiere in einem richtigen, allseits geschlossenen Stall gegen Kälte, Schnee, Hitze und Geschmeiß zu schützen. Bequeme Halter dagegen – sie machen leider die Mehrzahl aus – wissen sich sehr gut gegen jede Mehrarbeit zu wehren, wobei sie ihrer Faulheit allerhand schöne Mäntelchen umhängen. Kurzum, der Halter behält immer Recht und es ist zumeist nicht einmal ratsam, mit ihm anzubinden weil es dem Manne beim Mundstücke gewöhnlich nicht fehlt, dafür aber um so mehr an gutem Willen und Einsicht. Schlimm ist nur der Umstand, daß die Alpbesitzer oft ins gleiche Horn blasen, weil sie schlankweg alles glauben, was ihnen der Halter ins Ohr bläst, oder weil sie fürchten, daß ihnen derselbe Mitte Sommers auf und davon geht. Das Almpersonal ist mehr daran schuld, als man gemeinhin glaubt, daß wir alpwirtschaftlich nicht rascher vorwärts kommen.“

Als eine der Ursachen für die Weigerung der Hirten, einen Mehraufwand an Arbeit zu leisten, erkannte Pulfer aber wohl in der allgemein geringen Entlohnung des Almpersonals:

„Die Schuld trifft zum Teil die Almbesitzer, die allzu sparsam sind und das Alppersonal derart schlecht entlohnen, daß von demselben wirklich keine besondere Leistung erwartet werden kann. In Unterkärnten z. B. erhalten die Halter auf einzelnen Almen heute keinerlei Barentschädigung für ihre Arbeit. Der billigste Alhalter ist gerade gut genug, wenn er bloß auf einem Fuße stehen und



Hirten und Almmitglieder,
Wackendorfer Alm, 1949.

nur auf Krücken gehen kann. Zweifellos wird man einwenden, es sei heutigentags niemand anderer zu bekommen. Gewiß leidet die Landwirtschaft unter Dienstbotenmangel.“

Der um 1900 einsetzende Mangel an Dienstboten war nicht zuletzt auf die Industrialisierung zurückzuführen. Die Fabriken, die Eisenbahnen und der beginnende Fremdenverkehr zogen landwirtschaftliche Arbeitskräfte ab. Die bedeutenden Nebeneinkünfte aus bäuerlichen Fuhrwerksdiensten gingen mit dem Bau der Eisenbahnen großteils verloren. So brachte z. B. die Eröffnung der Gailtalbahn 1894 den Niedergang des Fuhrwerksgewerbes mit sich, was eine verstärkte Abwanderung nach sich zog. Voller Besorgnis berichtete die *Freie Stimme* 1904 über diese Entwicklung:

„Aus dem Gailtale haben zahlreiche junge Leute beiderlei Geschlechts die Heimat verlassen, um in Amerika lohnenden Erwerb zu suchen. Im Untergailtale droht Entvölkerung einzutreten.“

Für die Bauern wurde es immer schwieriger Dienstboten zu finden, zumal die Arbeitslöhne in der Landwirtschaft weit niedriger waren als in der Industrie. Noch 1873 verkündete die Kärntner-Landwirtschafts-Gesellschaft, dass genügend Arbeitskräfte vorhanden wären, „um alle nötigen und wünschenswerten Verbesserungsarbeiten auf den Alpen zu leisten“.

Um diese Zeit waren z. B. auf 201 Almen des Oberen Mölltals 806 Personen beschäftigt, auf den 63 Almen des Gailtales arbeiteten sogar 395 Käser, Mägde und Hirten, im Lesachtal kamen auf 39 Almen

„Mit 14 Jahr' woa i das erste Mal als Halter auf der Haßleralm. Da woan zehn bis zwölf Kühe und an die 20 Gaß zu melken, gemeinsam mit der Sennerin, ana Schwester von mir. G'macht is woan: Süßkäs', Butter und Kaskigelen. Wir hab'n zwa Hütt'n, auf die obere hast alles aufpacken müssen, samt dem Milchgeschirr. Da hab'n wir schon ein bis zwei Tage die Sachen hinaufgetragen. I woa gern auf der Alm. Mit Freuden bin i so um drei viertel fünf Uhr früh aufg'standen, wenn die Sonn' aufgegangen is, das hat mir nix g'macht.“ (Michael Stocker sen., Wassertheuer/Drautal, 2009)

Haßleralm, 1930er-Jahre.



immerhin noch 141 Beschäftigte. Viele der Beschäftigten kamen aus dem Familienverband traditionell bäuerlicher Großfamilien.

Das Almpersonal kleinerer Privatalmen bestand großteils aus Angehörigen und Verwandten des Besitzers und auch auf den Almen der Agrargemeinschaften waren neben Knechten und Mägden Verwandte und Personen aus dem Ortsverband beschäftigt. Als Gehilfen wurden meistens die Söhne und Töchter der Bauern auf die Alm geschickt, wie z. B. Hubert Lackner aus Pockhorn bei Heiligenblut, der sich erinnert: „Wir woan alle Halterbuam, mit fünf Jahr' hat's schon g'heißen: Aufe auf die Alm.“

Die jungen „Halterbuam“ oder Zuboten, die noch im schulpflichtigen Alter waren, waren sommerbefreit, d. h. sie waren den Sommer über zwecks Mithilfe in der Landwirtschaft von der Schulpflicht befreit. Diese hatten die Aufgabe, der Sennerin oder dem Hirten zur Hand zu gehen, in der Früh das Vieh auf die Weide zu treiben, es tagsüber zu beaufsichtigen und am Abend wieder nach Hause zu bringen. Daneben mussten die Buben und Mädchen melken, Butter rühren oder den Stall ausmisten.

Weitere, meist junge Almgehilfen waren die Zuboten, die dem Kuhhirten von den einzelnen Bauern, je nach Anzahl der mitgetriebenen Rinder, mehrere Tage beigestellt werden mussten. Zusätzlich mussten sie ihm die anteilmäßig berechnete Kost, die Teil seines Lohnes war, auf die Alm hinaufbringen. Dabei waren die Kinder nicht selten den Launen des Hirten ausgesetzt:

„Als Zuabot' hast für'n Halter a die Kost mitnehmen müssen. Zehn Kilo woan des schon, was i ihm damals hinaufgetragen hab'. Vier bis fünf Stund' Wegzeit bestimmt, und i woa noch nit einmal 14 Jahr'. Unterwegs hab' i a Dirndle getroff'n, die i praktisch abg'löst hab'. ‚Du‘, sagt sie, ‚beeil di, der Halter flucht schon, weil er seit zwei Tag' ka Stampale mehr zum Trinken hat.‘ Naja, i hob derweil eh schon so g'schwitzt, dass aus mein' Mehl eh schon a Plenten woan is.“ (Herbert Presslauer, Postran/Gailtal, 2009)

Eine andere Arbeit, die meist von jungen Leuten ausgeführt wurde, war das Säumen. Dabei wurden die Almprodukte, meist Butter und Schotten, vom Säumer mit dem Muli (Maultier) ins Tal geliefert. Bei seinen wöchentlichen Transportgängen brachte der Säumer im Gegenzug aus dem Tal Lebensmittel und andere Bedarfsgüter auf die Alm.

„Glei nach dem Krieg woa i als Sama auf der Alm. Da haben sie gekast und Butter g'macht. Einmal in der Woch'n hab' i die Butter und den Schotten mit'm Muli nach Dellach g'führt. Den Käs' nit, der is oben geblieben zum Reifen. Hinauf hab' i dann Proviant g'liefert, Erdäpfel, Brot, Mehl, Zucker, alles was man halt gebraucht hat. Oh Maria!, mit dem Muli hab' i Episoden erlebt. Wie halt a Muli is, dickschäd'lat. Zum Liefen hat er an Sattel drauf g'habt und links und rechts an Korb.

Daneben hab' i melken müssen. 60 Küh' haben wir zu fünf gemolken. Mit die Halter woa Holz zum Mach'n. Zaun hat's kan geben. Die zwei Halter sind mit'm Vieh gegangen und i und die Sennerin haben den Stall putzen und den Mist hinausführen müssen, danach Holz machen und mit dem Muli zuachaführ'n. Da warst natürlich ausgelastet.“ (Jakob Zankl, Stollwitz/Gailtal, 2009)



Junge Halterbuben auf der Retschitz Alm, 1963/64.

Sennerinnenromantik

Den Sennerinnen oblagen auf der Alm neben der Milchverarbeitung sämtliche Stallarbeiten, die Versorgung des Viehs, das Kochen und Aufräumen der Hütte. Die Männer waren für die Heumahd, das Zäunen und die Holzarbeiten zuständig. Die Almerhebung 1950/52 verzeichnete ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Männern und Frauen. Damals waren insgesamt 2.416 Personen auf Kärntens Almen gemeldet. Wobei beim Fachpersonal das weibliche eindeutig überwog (1.128 weiblichen Fachkräften standen 572 männliche Fachkräfte gegenüber). In Oberkärnten waren generell mehr Frauen auf den Almen anzutreffen.

Auf großen Gemeinschaftsalmen mit ausgeprägter Käseproduktion (z. B. im Gailtal) konnten sich die kostspieligeren männlichen Sennen gegenüber der billigen weiblichen Konkurrenz lange Zeit behaupten. Wegen der arbeitsteilig organisierten Käseerzeugung rechneten sich die Löhne durch die höheren Erträge. Auf kleineren, weniger einträglichen Almwirtschaften kamen hingegen – aus Kostengründen – mehr Frauen zum Einsatz. Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts basierte die Landwirtschaft auf dem Einsatz von Muskelkraft, die in Pferde- und Menschenstärke gemessen wurde. Die Muskelkraft war bei vielen landwirtschaftlichen Verrichtungen vonnöten, ein Umstand, der die Frauen und Dienstmägde automatisch ins zweite Glied drängte. Sie wurden von Natur aus als die

„Schwächeren“ angesehen und bekamen dementsprechend weniger Lohn. Die im Tal gehandhabte Praxis der ungleichen Entlohnung von Knecht und Magd fand ihre Fortsetzung auf der Alm.

Über den arbeitsreichen Tagesablauf einer Sennerin wusste Knittl Folgendes zu berichten:

„Das Leben einer Sennerin verläuft durchaus nicht so einförmig, wie man etwa glauben könnte und für Langeweile ist kein Raum auf der Alm. Morgens vor vier Uhr ertönt ein gewaltiger Peitschenknall. Da heißt es aufstehen, denn dieses Peitschenknallen ist der Weckruf des Halters, dem alle neun Sennerinnen unterstehen. Dann werden die Kühe gemolken; hierauf wird rasch gefrühstückt, dann ausgetrieben. Alle Sennerinnen müssen ihr Vieh begleiten. Den Ort der Weide bestimmt der Halter. Dann geht's an die Käsebereitung. Die saure Milch wird abgerahmt und in den großen Kessel über dem Herde geschüttet. Bei mäßigem Feuer unter dem Kessel wird der Käse aus der Milch ausgeschieden. Dieser Käse wird dann in einem Linnentuche ausgepreßt, mit Salz vermischt, in die gewöhnliche



Sennerinnen bei der Marhütte
ob Tresdorf, 1923.

Form gebracht und auf dem Gesimse der Hinterhütte aufgestellt, wo er austrocknet und steinhart wird. Nachdem der Käse aus dem Kessel herausgefischt ist, wird das übrig bleibende, grünlich durchscheinende und säuerlich schmeckende Topfenwasser längere Zeit gekocht. Da setzt sich dann am Boden des Kessels nochmals ein käsiger Niederschlag an. Dieser ist geschmacklos. Er wird auf einen Teller gelegt und geht in zwei bis drei Tagen in Gärung über, wobei er ganz heiß wird. Dann wird er gesalzen und zu einer Kugel geformt. Es ist das ‚Kasmachet‘. Dieses ist grau und so scharf wie Quargel. Man macht die Kässuppe daraus, indem man Stücke des Kasmachets in gewässerter Milch siedet.

Langweilig ist das ‚Butterrühren‘, besonders bei kühlem Wetter. Der Rahm wird in lange, nach oben sich verjüngende Kübel geschüttet und die zähe Masse mit einem Stabe, an welchem unten ein durchlöcherteres, rundes Brettchen angebracht ist, so lange durcheinander gestoßen und geknetet, bis sich die Butter ausscheidet, welche dann in eine länglich runde Form gebracht wird. Diese Arbeit dauert oft stundenlang. So vergeht der Vormittag.

Nachmittags muß die Sennerin um Futter gehen – Futter für die Kühe, damit sie während des Melkens stillhalten, und Futter für die Schweine im Stalle neben der Hütte. Sie nimmt den großen Tragkorb auf den Rücken und den langen Bergstock in der Rechten wandert sie an einem Abhang von sechzig bis siebzig Graden Neigung hin. Denn wo das Gehänge sanft ist, dort wird ohnedies das Vieh geweidet. Nur dort also, wo die Abhänge so steil sind, daß man wegen der Gefahr des ‚Abwalgens‘ kein Vieh mehr hinlassen darf, kann die Sennerin Gras suchen. Das schneidet sie mit der Sichel ab und füllt ihren Korb. Mit der schweren Last grünen, häufig feuchten Grases auf dem Rücken wandert sie wieder auf schmalem Steige am gefährlichen Abhänge ihrer Hütte zu.

Ist genügend für Futter gesorgt, so geht die Sennerin aus und pflückt ‚Krafftrosen‘ (Arnica), oder sie gräbt Enzianwurzeln aus. Am Abend kommt die Herde nach Hause. Eine Kuh nach der andern wird in den Stall getrieben, gemolken und dann wieder hinausgejagt, denn sie müssen die Nacht über im Freien zubringen. Sind die Kühe gemolken und die Schweine gefüttert, so wird das Nachtmahl bereitet; etwa Sterz und Kaffee, oder Mehklöße, vielleicht auch bloß ein Topf gesottener Milch. Nach dem Abendessen kommen zwei Nachbarinnen zu Besuch.

Ja, das auf der Alm Sein ist für die Sennerin nicht einfach. Häufig versteigt sich eine Kuh oder ein Kalb und die Sennerin muß das



Sennerin auf der Göriacher Alm ob Pusarnitz, Juli 1932.

Der leidenschaftliche Wanderer Michel Knittl studierte in den 1880er-Jahren das Lohnniveau auf Kärntens Almen: „Der Lohn der Sennerin ist gering. Die Sennerin in der Kreuzeckgruppe sagte mir, sie erhalte fünfzehn Gulden Jahreslohn. Das heißt also, sie ist Magd, erhält für das ganze Jahr fünfzehn Gulden, die Dienstzeit auf der Alm wird nicht besonders vergütet. Nur gehört ihr noch die Milch, die am Jakobitage gemolken wird. Sie machte etwa fünf Kilo Käse daraus. Noch geringer ist der Lohn im Möllthale. Da erhält die Magd nur fünf bis sieben Gulden Jahreslohn, dazu einige Kleidungsstücke. Der Lohn der Knechte aber ist im letztgenannten Thale ohne Vergleich höher. Er beträgt mit dem Leihkauf fünfundzwanzig Gulden, dazu noch die Kleidung, welche auf dreißig Gulden veranschlagt wird.“

Thier die ganze Nacht auf der Alm suchen, um es manchmal unter Lebensgefahr zu retten. Oft geschieht ein Unglück. Vor zwei Jahren kam ich in der Großfragant eben dazu, wie eine schöne Kuh zerlegt ward. Sie war von der Felswand hinter der Hütte herabgefallen.“

1967 führte Agrarfachmann Fritz Schneider in der Fachzeitschrift *Alm und Weide* als eine der Ursachen für den Mangel an Almpersonal die zu niedrige Entlohnung an, vor allem, was den Lohn der Sennerinnen betrifft. Bis heute ist der Arbeitstag einer Sennerin mit mannigfaltigen, strapaziösen Tätigkeiten ausgefüllt.

Die spezifischen Arbeitsaufgaben der Sennerin bestimmen nicht nur ihre Lebensweise auf der Alm, sondern tragen das Ihre zur Verstärkung bestimmter Wesenszüge bei. Eigenständigkeit und ein starkes Selbstbewusstsein sprechen aus den Erzählungen vieler Sennerinnen.

Rosalinde Reiner, die bereits als Mädchen auf einer Alm nahe der Flattnitz arbeitete, erinnert sich:

„I woa schon mit 13 Jahr' als Sennerin allein auf der Alm, a Ross und a Fohlen woan a drinnen, geackert is mit'm Ochsen woan. Drinnen in der Alm hab' i gemolken, gebuttert, gekäst, für die Mäher gekocht. Fünf Jahr woa i oben. In die Alm sind wir mit an vierrädrigen Leiterwagen gefahren. Wenn a Kuh g'stiert hat, hab' i a zweite genommen und hab' sie beide 14 Kilometer außa getrieben. Dann wieder z'ruck auf die Alm zum Melken. Beim Kälbern woa i a allein. Damals hab' i ja noch einmal die Woch'n in die Berufsschul' gehen müssen, bis nach Deutsch-Griffen hinunter. Da hab' i die Küh' früher gemolken und bin zu Fuß in die Schul' und dann wieder z'ruck, das woa 1952. Einmal, daran kann i mi noch gut erinnern, hab' i vergessen drauf, da hat's mi schön g'schreckt. Früher is ma mit'm Ross auf die Alm, der Güterweg von heute geht ja mit der Kirche ums Kreuz. Heut' sind zwölf, 13 Stück Galtvieh auf der Alm, ka Milchwirtschaft mehr.“ (Rosalinde Reiner, Tanzenberg/Gurktal, 2009)

Mittlere und größere Almsiedlungen waren vor allem auf Gemeinschaftsalmen anzutreffen, wo die einzelnen Almbeteiligten über gesonderte, private Hüttenrechte verfügten. Die dort vorzufindende Anhäufung von Almgebäuden bestand meist aus Sennhütten und den dazugehörigen Ställen (Karnische Alpen, Oberkärnten). Bei diesen Almtypen gab es meist einen gemischten Auftrieb von Jungvieh und Melkvieh. Diese Form der Almbewirtschaftung bedurfte eines

höheren Personalstandes, um die intensivere Betreuung des Viehs und die individuelle Verarbeitung der Milch zu gewährleisten.

„I war insgesamt 44 Jahr Sennerin und nie krank. In der Früh bin i aufg'standen zum Melken. Dann hab' i Leck geben, die Milch aufgetrag'n, das Vieh auß'e g'lassen, Milch abgetrieben, abg'waschen, dann, je nachdem wie's woa, g'rührt oder gekäst. G'molken hab' i mit die Händ'. Sauber muss sowieso alles sein. I hab' die ganze Hüttenarbeit allein g'macht. Zum Rühren bin i gewöhnlich um viere in der Früh aufg'standen, weil da is am besten. Am Nachmittag hab' i das Vieh bis uma viere, halb fünfe am Feldlan gehalten und dann bin i mit ihnen heim zum Melken.

Über'n Sommer hab'n wir daham ka Milch g'habt. Die Milch am Hof is von die Gaß kommen. Zum Schutzhaus, zum Wirt hab'n wir Milch geliefert. Die Butter is in a nasses Leintuch und in Schmalzplotsch'n eingewickelt und heimgetragen woan. An Teil davon haben wir ausg'lassen, damit sie länger haltet. Mit'm Strom is freilich kamot, weil die Butter eing'frieren kannst. Wir hab'n alleweil a guate Butter g'habt, es liegt schon viel am Verarbeiten und so.“ (Johanna Sternath, Grafenberg/Mölltal, 2009)



Entgegen der im Bericht zur Kärntner Almwirtschaft von 1873 vertretenen Verallgemeinerung, dass „der Sinn für die Reinlichkeit bei den Sennen und Sennerinnen nicht sehr hoch ausgebildet ist“, hielten die meisten Sennerinnen sehr viel von Sauberkeit und Ordnung. Maria Schmidl fasste den diesbezüglichen Ehrenkodex ihrer Berufskolleginnen prägnant in folgende Worte:

„Früher woan alle Hütt'n in der Großfragant bewirtschaftet, da woan bis zu zwölf Sennerinnen heroben. Gezahlt hat keine was gekriegt, woan ja alle von an Bauern. Halter hat's alleweil zwei geben, fürs Hochalmvieh. Hat sich alles aufg'hört mit die Viecha, gibt fast lei mehr Galtvieh.“ (Johanna Sternath, Grafenberg/Mölltal, 2009)

Sennerinnen in der Großfragant, 1940er-Jahre.

„Wir haben über uns're Arbeit Bescheid g'wußt: Melken, Ausmisten. Wir haben ja jede uns'ren Stolz a gehabt, dass es rundumadum sauber is.“ (Maria Schmidl, Apriach/Mölltal, 2009)

Ausführlich ergeht sich der Alpenwanderer Knittl über die unterschiedlichen Typen von Sennerinnen. Bei seinen Erkundigungen fand er bis auf wenige Ausnahmen durchaus reinliche Sennhütten vor. Darüber hinaus rückte er klischeehafte Vorstellungen über das Aussehen der Sennerinnen, wie sie beim Lesepublikum des 19. Jahrhunderts vorherrschten, zurecht:

„Wie sehen denn die Sennerinnen aus, sind sie wirklich so schön, wie man manchmal liest? So bin ich gar oft schon gefragt worden, wenn ich von einer längeren Gebirgstour zurückkehrte. Ein anderer wieder meinte: Nicht wahr, schmutzige, alte Racheln sind die vielgerühmten Sennerinnen? Keines von beidem. Denn die Sennerin ist natürlich durchaus nichts Apartes, sie ist eben die Tochter des Bauern oder seine Magd. Manche ist jung, manche alt, eine hübsch, die andere hässlich, diese reinlich, jene schmutzig. In manchen Hütten traf ich Mädchen von überraschender Frische und ländlicher Schönheit, in anderen wieder alte Weiber mit triefenden roten Augen, zahnlosem Mund, den Unterkiefer hängend, einen großen Kropf am Halse. In Kleinfragant war bis vor zwei Jahren eine Sennerin, die bereits einundfünfzig Jahre den Sommer in derselben Hütte zubrachte. Sie war natürlich nicht mehr schön. Reinlich aber sind die meisten. Man sieht es am weißen Linnen ihrer Betten. Alle freilich nicht. So traf ich einmal ein bildhübsches Mädchen, welches um elf Uhr vormittags noch nicht gewaschen war. Und von

Melken auf der Retschitz
Alm, um 1940.

Sennerinnen beim Stricken,
Hasslacher Alm, um 1930.



einer anderen Sennerin, einem siebzehnjährigen Mädchen, ward mir erzählt, dass sie sich nur vor jedem Kirchgange wasche. Nämlich in drei Wochen nur einmal. Das sind die Ausnahmen.“

In seinem Ende der 1870er-Jahre abgefassten Bericht über die almwirtschaftlichen Zustände im Mölltal wandte sich Bezirkshauptmann Herrmann vehement gegen „die Verschwendung kostbarer Menschenkräfte“ und beanstandete die hohe Anzahl an Sennerinnen:

„Bei gemeinschaftlichen Kuhweiden hat jeder Bauer eine Sennhütte mit Stall und in ihr eine Sennerin, nebstbei wegen des beigegebenen anderen Viehs einen Hirten. So z. B. sind auf der Mittereralpe mit 52 Kühen 18 Sennhütten mit 18 Sennerinnen, auf der Tauernalpe mit 48 Kühen 22 Sennhütten mit 18 Sennerinnen, auf der Sattalpe mit 20 Kühen 7 Sennhütten mit 6 Sennerinnen, auf der Mönichbergeralpe mit 50 Kühen 26 Sennhütten mit 19 Sennerinnen, auf der Wurtenalm bei 46 Kühen, 90 Stück Galtvieh, 300 Schafen und 12 Schweinen 13 Sennhütten mit 12 Sennerinnen und 24 Hirten usw.“

Er beklagte, dass die Bauern seinen diesbezüglichen Vorhaltungen entgegenhalten würden, dass „die Sennerinnen notwendig seien, weil sie für das Vieh Futter suchen müssten“, und forderte die Almbesitzer auf, zu einer gemeinschaftlichen Bewirtschaftung der Almen überzugehen, um sich unnötige Ausgaben zu ersparen (Almpersonal, Holz, Reparaturkosten). Im Vergleich zur Betriebssamkeit früherer Tage liegen heute viele Almen verwaist und vereinsamt da.

„Auf der Kaser, des woa so schen, dort war i so gern. Gebetet hab' i beim Heuen, dass mi mei Vater in die Kaser schickt und nit selber geht. Und wenn er dann g'sagt hat, ‚Dirndl geh' in die Kaser‘, woa i ganz glücklich. Dann bin i spät am Nachmittag zum Melken in die Kaser gegangen. I hab' oben übernachtet, in der Früh wieder g'molken und mit der ‚Milchgundl' oba. Daham dann wieder den ganzen Tag am Feld, das woa schon anstrengend, aber wenn's g'heißn hat ‚Kaser gehen‘, dann woa i nimma müd'. Mit 15, 16 Jahr' bin i das erste Mal in die Kaser gegangen, insgesamt geh' i jetzt schon 34 Jahre hinauf.

Oben sind vier Kühe zum Melken, das andere Vieh is in der Fleiß. Jeder Bauer ha a eigene Hütt'n, an eigenen Stall. Am Abend woa früher jede Hütt'n besetzt, das war schon a schönes Gefühl.

Der Hof hier herunten steht ja schon ziemlich allein da, oben hat's eine Gemeinschaft gegeben, vielleicht woar's das, was mir so g'fallen hat.

Am Abend, wenn i raufkommen bin, hab' i oft die Kühe suchen müssen, das is a weites Gebiet, oft war es schon finster bis i sie g'funden hab'. Oft bin i erst um elf Uhr in der Nacht zum Melken gekommen. Bei jed'm Wetter hast die Kühe suchen müssen. In der Früh hat mi oft die ältere Nachbarsennerin aufg'weckt, als junges Dirndl hat ma ja gern g'schlafen, da hätt' ma verschlafen sonst. Die schwere ‚Milchgundl‘ hast in der Früh dann heruntertragen müssen.

Jetzt is in der Kaser weniger los, zwei Bauern betreiben das nur mehr. Früher woan's bei 34. I mach' das a noch, i mach' oben Käse. Milchvieh hat sonst keiner mehr oben, die werden im Frühjahr trocken gestellt. I geh' heut' noch jeden Tag in die Kaser, a halbe Stund' in a Richtung. Die alten Steig' sind verwachsen, weil es keine Gaß mehr gibt, die sind früher von den Buben hinaufgetrieben worden und am Abend wieder ham. Viele Hütt'n in der Kaser werden heut' vermietet. Die Urlaubsgäst' fahren mit ihre Kinder von der Alm zu unser'm Turnplatz im Dorf herunter, das versteh i nit.“ (Maria Schmidl, Apriach/Mölltal, 2009)

Den Modernisierungs- und Rationalisierungsbemühungen des ausgehenden 20. Jahrhunderts fielen zahlreiche Sennereibetriebe zum Opfer. Während die Zahl der aufgetriebenen Milchkühe zwischen 1950 und dem Beginn der 1970er-Jahre kaum abgenommen hatte, fiel der Besatz von 10.462 Kühen im Jahr 1974 auf nur noch 1.889 Melkkühe im Jahr 2008. Die Sennerei war in vielen Gebieten einfach nicht mehr rentabel. Anstatt der Milchkühe wurden und werden Jungrinder auf die Alm getrieben.

Andere Almbewirtschafter spezialisierten sich auf die arbeitssparende Mutterkuhhaltung. Solche Almen können ebenso wie kleinere Galtvieh-Almen vom Heimathof aus betreut werden:

„Früher woan 35 Stück Vieh auf der Anderlealm und fünf bis sechs Kühe. Alles wurde mit der Hand gemolken. Schweine gab's auch drinnen. Butter, Käse, Topfen is fabriziert woan, das Kaswasser hab'n die Fack'n gekriegt. Jetzt is drinnen Mutterkuhhaltung, a Stier is a drinnen, aber ka Sennerin mehr, ka Halter, die Aufsicht is vom Hof aus ka Problem mehr.“ (Hubert Reiner, Rauscheggen/Gurktal, 2009)

Das oft strapazierte Schlagwort vom „Wachsen und Weichen“ der Höfe im Tal findet seine Fortsetzung in der Almwirtschaft. Doch mittlerweile sind viele der traditionellen landwirtschaftlichen Betriebe im Tal „Auslaufmodelle“, da sich keine Betriebsnachfolger mehr finden.

Melkalmen

In den 1970er-Jahren gab es einen allgemeinen Aufschwung der Sennereiwirtschaft, der nicht zuletzt in einer ausgeweiteten Förderpolitik für die Almwirtschaft begründet lag. Manche Sennereien erlebten eine Renaissance, indem neue Zufahrtswege angelegt, Gebäude erneuert und Almflächen gesäubert wurden. Viele der nötigen Investitionen, vor allem aber die anfallenden Arbeiten, wurden mit großem Engagement gemeinschaftlich geleistet. Die Mitglieder der Leppner Alm haben in den 1990er-Jahren die darniederliegende Sennerei wieder aktiviert.

„Anno dazumal, in den 1950er-Jahr'n, wurden auf der Leppner Alm noch Kühe gemolken. Und die Agrargemeinschaft hat einen Halter fürs Galtvieh g'habt. In der Halterhütt'n woa früher a Pritsch'n, a Herd, sehr einfach alles. Später wurde sie wegg'rissen. Die Alm is dann der Nachbarschaft Oberdrauburg 20 Jahre als Zwischenweide verpachtet woan. Da is nix mehr g'macht worden und die Alm woa regelrecht hin, die Zäun' woan hin, die Alm war zug'wachsen. 1976/77 hab'n wir dann langsam g'startet. I hab' drei Stück Vieh auf die Alm getan und a Nachbar a welche. Unterm Alm-inspektor Lichtenegger hab'n wir zum Schwend'n ang'fangen, die Zäun' sind repariert worden. Wir hab'n dann a neue Hütt'n gebaut. Früher woan die Bauern ja alle daheim, in den 60er-, 70er-Jahren sind dann die meisten auf Arbeit gegangen, Geld musste her, zum Herrichten ihrer Häuser, zum Einbau'n von Duschen, für WCs. Für die Alm woa da ka Zeit mehr.

Ende der 90er-Jahre is die Käserei errichtet woan und 2000 hab'n wir sie öffnert. Die Käserei dient ja a zur Entlastung des Heimathofes. Wir hab'n uns're Melkküh' den Sommer über auf der Alm, da können wir uns zu Hause a bissel freispielen. Früher hat jeder privat seine Milch erzeugt, da waren immer zwei bis drei Sennerrinnen auf der Alm. Heut' passiert das gemeinschaftlich. Die Sennerrin

„Wenn man so denkt, nit, fragt man sich eh, wie lang wird sich das überhaupt halten. Es werden ja alleweil weniger Viecher. Bei uns, wenn man so hernimmt, hab'n die größten Bauern ka einzige Kuh mehr oben. Und hab'n früher im Schnitt jeder zehn bis zwölf Kühe oben g'habt, nit. Das wird heut' alles herunter g'lassen, da fährt der Milchtankwagen vor. Wenn von die großen Bauern die Alten wegsterben, dann is finster, nit. Was tut denn einer mit der Frau alleine, wenn er 60 Stück im Stall hat. I kenn an, der woa einer von die größten Bauern; der Junge hat jetzt an Job gekriegt, Vieh hat er dafür keines mehr und früher woa der Stall voll. Was is, wenn die Jungen a Freud' hab'n dazu und ka Bäuerin kriegen? Das is a Problem.“ (Herbert Presslauer, Postran/Gailtal, 2009)

kommt aus dem Zillertal, ihr Freund aus Dellach, die hab'n zuvor ka Ahnung von der Milchwirtschaft, vom Käsen g'habt. Wir hab'n sie nach Rotholz in Tirol zu an Käse- und Melkkurs g'schickt.

Brandroden tun wir heut' a gemeinsam. Die Naturschützer zählen dabei jeden Schmetterling, jeden Heubock und jede Spinne. Nach dem Brandroden kommt aber wieder Leben am Boden auf. Wo's finster is, wie z. B. unter de Kranewetten, is a weniger Leben, oder?" (Norbert Oberrainer, Leppen/Drautal, 2009)

Bereits in den 1960er-Jahren brachten die Agrargemeinschaftsmitglieder der Lammersdorfer Alm die Sennwirtschaft gemeinsam und mit damals „revolutionären“ Innovationen wieder in Schwung:

„Die Lammersdorfer Alm war früher a Almdorf. Die Kühe sind alle in an Stall ang'hängt g'wesen. Jeder einzelne Besitzer hat extra gemolken und die Milch extra verarbeitet, von 46 Kühen insgesamt. Es hat zwei Sennerinnen und an Kuhhalter gegeben. Die Sennerinnen hab'n Lederbandln um's Handgelenk getragen. Das händische Melken wo ja Schwerstarbeit. Einmal bin i für a Sennerin einsprungen, zehn Kühe hab' i mit der Hand g'molken, an den Folgen leid i heute noch. Sehnenscheidenentzündungen waren gang und gäbe. Über der Kuhalm liegt die Jungviehalm, die hat a der Kuhhalter betreut.

Die Hütt'n sind in den 50er-Jahren alle zusammengefallen. Um 1960 hat sich die Frage g'stellt: aufhören oder weitermachen? Es woan bei die 50 Kühe, aber ka Almpersonal. In der Zeit hab'n mehr als zehn Almen mit der Milchwirtschaft aufg'hört. Wir wollten aber nit auf die Milchwirtschaft verzichten. Wir wollten a Melkmaschin' kaufen, bis dahin wo das Melken Handarbeit. Zum Betreiben is uns a Kraftwerkl statt an Dieselaggregat vorgeschwebt. Der Alm-inspektor Kulterer wollt' uns noch überreden: ‚Schaut's, ihr habt's eh so viel Arbeit, tuats a Dieselaggregat aufe und die Sach' lauft schon', hat er g'meint. Wir haben dann die Wasserleitung und den Speicher händisch gegraben, das wo viel Arbeit, aber alle hab'n mitg'macht. Das E-Werkl läuft heute noch.

Dann hab'n wir a Melkmaschin' ang'schafft. Bis dahin hat's selbst im Tal nirgends a Melkmaschine geb'n. Unsere Väter hab'n geschrien: ‚Um Gottes willen, wie soll das gehen mit der Melkmaschine?' Wir hab'n a Zeit lang herumgetüftelt, dann is a Liste g'macht woan, dabei hat alle 14 Tag' a anderer Besitzer Milch g'messen. Der erste Sommer is gut verlaufen, bei der Milchabrechnung hat alles gepasst. An Melkstand hab'n wir a gebaut, das wo

a murds Aushub. Der Alminspektor woa dann bei den Führungen ganz stolz drauf: ‚Schau’s her, da kannst eben dazustehen‘, hat er den Leuten unseren Melkstand vorg’stellt. Die Milchprodukte – Butter, Käse – sind für den Eigenbedarf geholt worden, wie’s jeder gebraucht hat. Das woa unabhängig von der Stückzahl der Kühe. Am Ende is dann abgerechnet woan.“ (Josef Obwegger sen., Gört-schach/Millstatt, 2009)



Melkstand auf der Lammersdorfer Alm, Juli 2002.

Vom einsetzenden Strukturwandel in der Landwirtschaft war auch das Sennereiwesen im Gailtal betroffen: Die Anzahl von insgesamt 39 aktiven Almsennereien im Jahre 1949 reduzierte sich auf 20 Sennereien in den 1960er-Jahren. Im darauffolgenden Jahrzehnt sank die Zahl weiter, bis es nur noch ein paar wenige aktive Almsennereien im Gailtal gab.

Die lange Tradition der Sennerei in der Karnischen Region untermauern statistische Erhebungen aus den 1870er-Jahren, als im Gailtal 65.022 kg Käse, 13.245 kg Topfen und 5.701 kg Butter erzeugt wurden; über 23.000 Liter Milch wurden auf der Alm selbst verzehrt. Die intensive Bewirtschaftung setzte zahlreiches Almpersonal voraus, weshalb in diesem Gebiet nicht weniger als 395 Personen als Käsemacher, Hirten oder Sennerrinnen beschäftigt waren.

Viele Almen der Karnischen Region wurden gegen Ende des 19. Jahrhunderts mit italienischem Vieh bestoßen. Im Auftriebsjahr 1872 wurden im Plöckengebiet sowie auf den Sattelalmen der Oisterniggruppe über 6.000 Stück Zinsvieh aus Italien gesömmert. Handelsverträge und Zollabkommen regelten den grenzüberschreitenden Alpenweideverkehr. Die Bewirtschaftung vieler Gailtaler Almen

Ausstattung einer Sennhütte
auf der Dellacher Alm, Juli 1931.



Käsen auf der Unterbuchacher
Alm um 1950.

„Die Alm war das Schönste für mi, da war man frei. Wenn im Frühjahr der Schnee auf der Alm weggegangen is, wenn's oben grün woan is, dann woan a die Sehnsucht nach der Alm wieder da. Im Herbst aber, wenn alles abgegrast woan und alles braun woan is, dann hob i mi wieder auf's Tal g'freit. Freilich hat jeder sei Arbeit g'habt. Auf derer Alm hab' i mit meine zwa G'schwister gekäst. 30 Kühe haben, wenn's viel woan, 170 Liter Milch gegeben, damals haben die Kühe ja nit so viel Milch gegeben wie heut.“
(Maria Pernull, Wernberg, 2009)

erfolgte durch italienische Pächter, die Käse nach Friulaner Art produzierten. Jährlich wurden 49.000 kg Fettkäse, 6.700 Ziegenkäse und 2.200 kg Butter nach Udine und Palmanova transportiert.

Die heimischen Besitzer bekamen die Alpfung ihrer Melkkühe vom Almpächter in Form von Geld abgegolten. Als Grundlage diente die Milchleistung der Kuh, die meist zwei Mal pro Alpsaison gemessen wurde. Da die einzelnen Besitzer auf ihren Vorteil bedacht waren, konnte die erste, unmittelbar nach dem Auftrieb vorgenommene Probemelkung recht kuriose Formen annehmen:

„Die ersten Tage nach dem Auftriebe hat weder Alpherr noch Käsemeister ein Wort bezüglich der Fütterung der Kühe dreinzureden. Es werden nun die Kühe von ihren Eigenthümern auf die besten Stellen der Alpe getrieben, sie erhalten Leck und Kleie; tritt dann auch noch schönes Wetter ein, so kommt es vor, daß am Probetage der Kessel die ermolzene Milch nicht faßt, eine Erscheinung, die sonst niemals vorkommt. Erst nach dieser Probe führt der Käsemeister das Commando. Er bestimmt die Weide und kontrolliert die Melkung.“ (Alpenwirtschaft Kärnten, 1876)

Die regionale Almkommission forcierte die Gründung von Gemeinschaftssennereien, wie z. B. eine 1873 von 18 auf die Rattendorfer Alm Auftriebsberechtigten ins Leben gerufen wurde. Durch die gemeinsame Verarbeitung der Milch sollte sich die Erhaltung unzähliger Hütten und Stallungen erübrigen. Zudem erhoffte man sich von den Mitgliedern der heimischen Käseereigenossenschaften, dass sie mehr Fürsorge für Alm und Vieh aufbringen würden, zumal sie



selbst vom Verkauf der Milchprodukte profitierten. Letztendlich beklagten die Almexperten die Tatsache, dass das gegenseitige Misstrauen der Bauern einer gemeinschaftlichen Verwertung der Milch im Wege stünde. Nach dem Ersten Weltkrieg setzte sich diese neue Wirtschaftsweise trotz aller Vorbehalte allmählich durch, da die gemeinschaftliche Milchverarbeitung höhere Erträge bei gleichzeitiger Einsparung von Almpersonal ermöglichte.

Auf manchen Almen wurde bereits vor dem Ersten Weltkrieg gemeinsam gesennt, wie dies aus einem Subventionsansuchen für den Bau einer Weganlage auf die Möderndorfer Alm vom Jänner 1914 hervorgeht:

„Die Möderndorfalpe hat einen Auftrieb von 28 bis 40 Kühen, 70 bis 80 Galtrindern und 10 Schweinen. Auf die Pferdeweide gehen 15 bis 20 Pferde. Die sich ergebende Milch wird gemeinschaftlich durch einen Senner verarbeitet und man erzielt dabei gute Erfolge. Im Sommer 1913 wurden 113 Kilo Butter, 1100 Kilo Laibkäse und 168 Kilo Schotten gewonnen und auf gemeinschaftliche Rechnung verkauft. Mit der gemeinschaftlichen Milchverarbeitung wurde erst 1913 begonnen; früher war die Verpachtung der Milch üblich.

Der große Einstand und die Milchwirtschaft der Möderndorfalpe bedingen einen starken Verkehr zwischen dieser und den Heimgütern. Er muß sich aber auf einem der schlechtesten Wege abspielen, die im Gailtal zu finden sind. Es ist nicht möglich auf ihm mit einem Karren zu fahren und auch das Säumen ist schwierig. Es muß also alles hinauf und herab vom Menschen getragen werden: Werkzeug, Mehl, Salz und die erzeugte ‚Ware‘. Die Tiere

Sennerinnen auf der Egger Alm, 1931.

Über die Milchverarbeitung auf der Egger Alm wusste Franz Franziszi 1892 Folgendes zu berichten: „Ein wälscher Käsemeister hat den gesamten Milchertrag der Alpe in Pacht genommen. Die Hütte besteht aus zwei Räumen: der Käserei mit dem großen Kupferkessel über der Herdstelle und der Trockenkammer, in welcher letzterer über 300 Käseläibe aufgeschichtet stehen, die von wälschen Weibern im Herbst in Rückenkörben über die Alpen nach Malborgeth im Kanaltale hinabgetragen und von dort mittels Bahn weiter befördert werden.“

Käse-Qualitätsprüfung auf der Egger Alm, 2003. (links)

„Käsepflege“ auf der
Rattendorfer Alm, 2007.
(rechts)

Auf Gemeinschaftsalmen mit
Käserei wird die Alm an einen
Bewirtschafter verpachtet. Für die
Besitzer der Kühe gibt es einen fest-
gelegten Prozentsatz am erzeugten
Käse (in der Regel 40 %), der Rest
verbleibt beim Almpächter.

Käserei auf der Bischofalm, 2005.
(links)

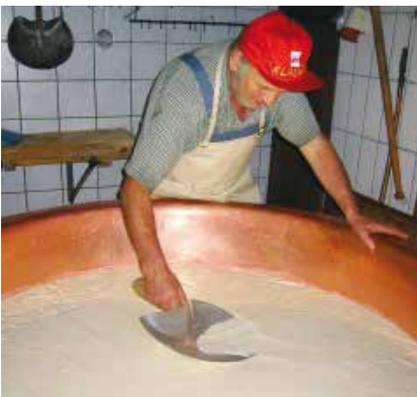
Die Bischofalm ist eine Privatalm,
auf der rund 20 Melkkühe
aufgenommen werden. Je nach
Milchleistung erhält der Bauer,
dessen Vieh aufgenommen
wird, einen bestimmten Anteil
des auf der Alm produzierten
Käses. Für das Weiden und die
anfallenden Arbeiten bezahlt
er dem Almbesitzer wiederum
vier Liter Milch pro Tag.

werden mühsam auf- und abgetrieben, besonders hart empfindet
das Milchvieh den schlechten Alpenweg.“

1995 schlossen sich 14 Gailtaler Almen erfolgreich zur „Gemein-
schaft der Gailtaler Almsennereien“ zusammen, um nach überliefer-
ten Rezepturen hochwertigen Almkäse zu produzieren. Zwei Jahre
später wurde der Gailtaler Almkäse mit dem EU-Ursprungszeugnis
geschützt. Zum Teil hat die Milchhygieneverordnung der Europä-
ischen Union die traditionelle Käseerzeugung aber eingeschränkt.
Auch kleine Almen müssen diesbezügliche bauliche Vorschriften
beachten. Dies erhöht den Kostenaufwand bei der Käseherstellung,
garantiert aber andererseits einwandfreien Qualitätskäse.

„Heut’ haben wir auf der Bischofalm Dusch- und Warmwas-
ser, auf der untern Alm schon seit 15 Jahr’ und auf der oberen erst
seit acht Jahr’. In der Käserei hab’n wir immer warmes Wasser. Mit
einem Diesellaggregat, das an den Traktor ang’schlossen is, wird
g’molken, dabei laden sich die Batterien fürs Licht auf. Fotovoltaik
hab’n wir noch kane. Die Seilbahn von der unteren zur oberen Alm
is seit über zehn Jahr’ nimmer in Betrieb, dafür gibt’s seit 1990 an
Weg von der unteren auf die obere Bischofalm.

Als Bio-Betrieb hab’n wir schon einige Auflagen. Noch dazu
brauchen wir alles doppelt: Kühlkammer, Käserei für die untere
und obere Alm. Holz darf nirgends mehr eines verwendet werden,
dabei hat die Milch vom Holzschaffel automatisch etwas angenom-
men, da woa die Weiterverarbeitung nit schlecht. Jedes Jahr kommt
der Lebensmittelinspektor zu uns.“ (Silvester Gruber, Würmlach/
Gailtal, 2009)



Der Umstand, dass den Almkäsereien nicht immer genügend heimische Milchkühe zur Verfügung stehen, ist auf den massiven Strukturwandel in der Landwirtschaft zurückzuführen.

„Die ganz kleinen Bauern hören auf und die mit drei bis vier Kühen, die sind oben auf der Alm. Die schwarzbunten Kühe der Hochleistungsbetriebe sind für oben nit geeignet. Eine Hochleistungskuh hat auf der Alm nix verloren. Die meisten der Hochleistungsbetriebe führen Gästepensionen. Die fahren mit Traktor und Anhänger auf die Alm, aber heraus schauen tuan keine Kühe, sondern die Gäst'. Da fehlt a bissal die Solidarität. Alle sollten die Alm bestoßen. Es wurden ja Investitionen auf da Alm getätigt, z. B. in die Melkständ', und dabei gibt's keine Viecher mehr. Die kommen von woanders her.“ (Hermann Lackner, Jenig/Gailtal, 2009)

Geselliges Almleben

Die Kärntner Almstatistik verzeichnete 1952 insgesamt 780 Almen mit Milchwirtschaft (davon waren 85 reine Melkalmen und 695 gemischte Almen, d. h. Galtvieh-Almen mit Sennerei). 2007 gab es in Kärnten nur noch 165 Almen mit Sennereiwirtschaft. Die Zahl der 2.416 im Jahre 1952 in der Almwirtschaft beschäftigten Personen ist im selben Zeitraum gar auf knapp 600 geschrumpft. Der Rückgang bewirtschafteter Almen sowie des Almpersonals beeinflusste auch das Leben auf den Almen, wo das Geschehen nach feststehenden Gepflogenheiten ablief und seine Höhepunkte beim Auf- und

„Lustig wo der Almkirchtag. Den hab'n die Drautaler und die Gailtaler miteinander g'feiert. Samstags hab'n wir auf der Drautaler Seit'n, auf da Steiner Alm getanzt, da woan vielleicht 60, 70 Leut', von Kötschach sind a Leut' hinaufgekommen. Die Kötschacher hab'n schon g'juchazt, wie i mit'm Muli bin aufe gegangen. Sonntags woan ma dann in der Ploner Alm, da sind a paar Hütt'n, das wo a lustig, mit ana Ziehharmonika dabei.“ (Jakob Zankl, Stollwitz/Gailtal, 2009)

Bad Kleinkirchheimer auf dem Weg zum Almkirchtag auf der Kaiserburg, August 1929.



Abtrieb der Tiere und mancherorts während eines Almkirchtages oder Sennerinnenballs erlebte. Auf den Almten wurden über Täler hinweg Verbindungen gepflegt, die oftmals abgelegene Talschaften einander näherbrachten.

Michel Knittl wusste 1889 über abendliche Almbesuche aus benachbarten Tälern Folgendes zu berichten:

„Am Nachmittag lief die Sennerin aus der Hütte, denn man hörte Peitschenknallen aus der Ferne. Trotz der großen Entfernung hörte man das Knallen, den Gruß der Drautaler Halter, sehr laut. Und die Sennerinnen kennen den Unterschied im ‚Klecken‘ ganz genau, denn die Drautaler Peitschen haben einen anderen ‚Schmitz‘ als die Mölltaler. Am Abende kamen sie denn richtig, die Halter aus dem Seethale, dem obersten Gnoppnitzgraben und die von der Penker ‚Gmeinalm‘, dem höchsten Theile der Teuchel. An stellenweise fast vertikalen Wänden führt ein sehr schmaler Pfad von der Gemeinalm zur Dechant. Diesen Weg waren die Penker Halter in finsterner Nacht gekommen, um mit den Seethalern bis drei Uhr morgens von Sennhütte zu Sennhütte Schnaps zu kneipen. Dann gingen sie denselben Weg wieder zurück. Ein waghalsiges Volk!“

Geselliges Beisammensein in der
Almhütte, Retschitz Alm, 1958.

Unterhaltung in der
Großfragant, um 1935.

Ihre Freizeit nutzten die Almleute unter anderem zu geselligen Unterhaltungen, bei denen häufig gesungen und getanzt wurde. Fernab touristischer Folkloredarbietungen verstanden es Sennerinnen, Hirten oder Bauern auch zu feiern. Vor allem nach gemeinschaftlich erbrachten Arbeiten bot sich die Gelegenheit zu einem gemütlichen Beisammensein in größerer Runde.



„Vergehen der Sennerin die meisten Wochentage unter schwerer Arbeit, so mag man ihr am Abende wohl einige Erholung gönnen. Um die Abendstunden herrscht in den meisten Sennhütten ein heiteres Leben. Besonders zur Zeit der Heumahd. Am Abende nämlich suchen die Mähder von den Hochwiesen die gastliche Sennhütte auf. Der Rickl, sechzehn Jahre alt, spielt Harmonika himmlisch schön und die Mähder und Sennerinnen tanzen, daß es eine helle Freude ist. Auch ich trage zur Unterhaltung bei. Ich habe nämlich einen Band von Roseggers ‚Heimgarten‘ mit und lese in den Tanzpausen daraus vor. Jede Sennerin hat Schnaps, denn im Schnapsschanke besteht der beste Theil ihres Einkommens. Ein richtiger Holzknecht oder Mähder verträgt mindestens einen Liter.“ (Michel Knittl, 1889)

Almabtrieb

Einen der Höhepunkte des Almsommers bildete der Almabtrieb. Häufig kamen die Abtreiber schon am Vorabend auf die Alm, um den Auftakt dieses Ereignisses mit Gesang und Musik zu begehen. In vielen Gegenden wurde das Vieh zu diesem Anlass geschmückt. War aber während des Sommers auf der Alm oder am Hofe des Besitzers ein Unglück geschehen, so zog das Vieh ungeschmückt ins Tal.

Die Heimkehr der Viehherden ins Tal war oftmals von einem kleineren Dorffest begleitet. Eine Beschreibung des Almabtriebes aus dem 18. Jahrhundert ist uns von Julius Heinrich Gottlieb Schlegel erhalten geblieben:

„Sobald der Herbst rauh zu werden anfängt, das Vieh nur noch wenig Futter findet, das, je nachdem wie die Witterung ist, im Oktober oder November geschieht, werden Anstalten gemacht, die Alpen zu räumen.

Hat eine Herde irgend ein Unglück betroffen, so packt man alle Habseligkeiten nebst den den Sommer hindurch gewonnenen Erzeugnissen an Schmalz u. s. f. auf einen mit Pferden bespannten Wagen und treibt die Herde in aller Stille, ohne alle Ceremonien nach Haus. Ist aber alles glücklich abgelaufen, ist die Herde von keiner Krankheit befallen worden, kein Thier von einem Felsen gestürzt, noch weniger durch jene Raubthiere vermindert worden, so windet man Kühen und Ochsen Kränze von Speik und Buxbaum mit

Vorzeitiger Almadtrieb in der Großfragant wegen eines überraschenden Wintereinbruchs, 1991.

Almadtrieb bei Heiligenblut mit der geschmückten Leitkuh voran, 1960er-Jahre.



bunten Bändern um die Hörner, ziert den Kopf und den ganzen Rücken mit einem Behänge von Flittergold und läßt die ganze Herde meist drei bis vier Stück nebeneinander gehen. Bei einer Herde von 60 bis 100 Stück eröffnen meist 10 bis 20 der schönsten schwarzen Rinder im erwähnten Putz den Zug; die nach diesen folgen, sind nicht geziert. Den Schluß des ganzen Zuges macht ein Wagen mit Käse, Schmalz, Butter und dem gebrauchten Wirthschaftsgeräth beladen; ganz zuletzt der Viehhalter und die Senntin in ihren reinlichsten, besten Kleidern mit Bändern, Blumensträußen und Kränzen geschmückt – und, was erst dem Ganzen das fröhlichste Aussehen von der Welt gibt, mit froher, heiterer, triumphierender Miene, aus dem edler Stolz von gewissenhafter Erfüllung ihrer Pflichten und daß man ihnen ein solches Geschäft, solche schöne Herden anvertraut habe, hervorblickt. Dergleichen Züge von Herden sah ich zu Ende des Herbstes fast täglich einen ganzen Monat hindurch, wo sie Flecken, Dörfer und Städte passierten. Das Ganze hat viel Feierliches, macht besonders dem Besitzer viel Freude und ist dem Ausländer ein unterhaltendes Schauspiel.“



Hundert Jahre später, 1892, veröffentlichte Franz Franziszi seine Eindrücke von den Vorbereitungen zum bevorstehenden Almadtrieb von der Egger Alm:

„Die Zeit des Abtriebes von der Alpe ist herangekommen. Die Sennerinnen pflegen sich nach altherkömmlicher Sitte gegenseitig zu beschenken; die eine bringt Zucker und Kaffee, die andere ‚Geist‘. Ein Picknick auf der Alm! In der größten Stube des Senndörfchens

kommen sie abends zusammen, da wird gezech, gesungen und getanzt bis tief in die Nacht hinein. Weithin hört man in nächtlicher Stille diesen eigenartigen Gesang, wie er immer höher anschwillt und mit einem immer gleichen melodischen Tonfall abschließt. Stundenlang könnte man lauschen und hinaus schauen in die von den Sternen matt erhellte Alpenwelt. Mit den hellen klangvollen weiblichen Stimmen vermischen sich begleitend tiefe Bässe. Gleichwohl sind es Mädchen und Weiber, welche dies Alpenconcert zum Besten geben.

Wenn die Morgensonne die Bergkuppen vergoldet, bläst der ‚Halter‘ den Weckruf. Die Stallthüren öffnen sich, von allen Seiten kommen die schönen, reinlich gehaltenen Rinder hervor. Die Halsglöcklein und Glocken der Rinder klingen und in dichtgedrängten Scharen ziehen sie hinaus auf die kräuterreichen Almweiden, begleitet vom ‚Halter‘ im braunen Lodengewande mit dem langen Bergstocke, ein Sträußchen am verknitterten Filzhute, die Ledertasche und das Alphorn an der Seite, mit ihm der barfußige ‚Zubot‘, die zwei einzigen männlichen Wesen, welche den Sommer über

Der auf der Klein Kordin Alm erzeugte Käse wird am Ende der Almsaison verpackt und mit dem Pferd ins Tal gesäumt, September 1947.



ständig in dieser Sennerinnencolonie wohnen. Wenn der Abend kommt, zählt er die Häupter seiner Lieben, fehlt ein Stück, so bleibt ihm nichts übrig, als oft halbe und ganze Nächte im Gebirge herumzuklettern, was bei stürmischem Wetter nicht ohne Gefahr ist. Nicht selten geschah es, daß ihn, wenn das Hochgewitter über ihm tobte, ein den Abgrund erhellender Blitzstrahl vor dem Sturz in die Tiefe bewahrte.

Die Sennerinnen aber waschen und scheuern den ganzen Tag an den Geschirren und richten alles zum ‚Abpacken‘ her. ‚Rahmplent‘n‘ wird aufgekocht, um die Ankömmlinge vom Dorfe und die ‚Treiber‘ zu bewirthen. Manche geht noch einmal hinauf auf die luftige Höhe, wo ein einfaches Holzkreuz steht, bei welchem die Sennerinnen am Sonntagsmorgen, während die Kirchenglocken im Thale erschallen, so oft unter freiem Himmel gemeinschaftlich ihre Andacht verrichten, und nimmt mit feuchtem Blick Abschied von dem trauten Plätzchen und den sonnigen Matten. Der ‚Zubot‘ hat Immergrün und die letzten Almblumen zum ‚Aufputz‘ der Rinder zusammengerafft; denn morgen geht es unter Jauchzen und ‚Peitschenknallen‘ zu Thal.“

Heute ist man vom Brauch des festlich begangenen Almbetriebes vielerorts abgekommen. Dort werden die Tiere unspektakulär ins Tal getrieben oder mit dem Traktor bzw. dem Lkw heimgeholt. „Die Leitkuh is vorm Heimtreiben von der Kaser immer geschmückt worden. Die kriegt was auf’n Kopf aufe, Almrausch oder Blumen von daham. I ‚bisel‘ meine Küh‘ a heut‘ noch auf.“ (Maria Schmidl, Apriach/Mölltal, 2009)

Einige Almbesitzer haben den Almbetrieb aus touristischen Gründen wiederentdeckt und erhoffen sich zusätzliche Werbeeffekte für die Region.

„In meiner Jugend sind die Küh‘ vorm Abtrieb noch aufgezputzt woan. Das Abtreiben gewinnt wieder mehr an Bedeutung. Seit drei, vier Jahren gibt’s in Rattendorf wieder a Almbetriebsfest. Heute kommen beim Fest die Leut‘ zusammen. Sie binden oben die Gestecke und dann wird geschlossen heruntergetrieben. Voriges Jahr woas das im Programm zum ‚Heimatherbst‘ angekündigt, Plakate alles, da sind auch Leut‘ von weiter her gekommen. Danach gibt’s im Gemeinschaftshaus ein Fest mit Spanferkel und allem Drum und Dran, da kann jeder kommen.“ (Hermann Lackner, Jenig/Gailtal, 2009)

Das „Abpacken“ beschließt die Almsaison, Passleralm, September 1932.

Mit dem zweirädrigen Fuhrwerk („Grät“) im Hintergrund werden die Almsachen heim transportiert. Links im Bild zwei Gäste von der Flattnitz.



Negative Erfahrungen mit der Vermarktung des Almabtriebes aus touristischem Kalkül machte hingegen die Agrargemeinschaft der Lammersdorfer Alm:

„Den Almabtrieb machen wir im kleinen Kreis, ohne Medienrummel. Der Kurdirektor von Millstatt wollt’ einmal an großen Almabtrieb veranstalten. Normalerweise hab’n wir, wenn ma die Sennerin abgepackt haben, alles in die ‚Gosch‘ gepackt. Vormittags wurde gearbeitet – die Zäun’ ablegen, das Holz herrichten – und die Frauen hab’n die Kränz’ gebunden. Zu Mittag sind wir in der Hütt’n mit den Halterleuten bei an Gulasch zusammengesessen. Wie das groß angekündigt wo, sind fünf, sechs Busse auf die Lammersdorfer Alm gekommen. Während wir in der Hütte woan, hab’n draußen die Leute schon ungeduldig gewartet. Die wollt’n uns dann anschaffen, was wir zu tun hätt’n. Das Vieh is unruhig woan. Das wo das einzige Mal, dass wir sowas g’macht hab’n, jetzt mach’n wir den Almabtrieb nur noch im kleinen Kreis.“ (Josef Obwegger sen., Görtshach/Millstatt, 2009)



„Viehabtrieb“ mit dem Lkw, Großfragant, 2008.

Erotik auf der Alm

„Den Sommer über halten sich auf der Eggeralpe gegen dreißig slovenische Sennerinnen auf. Der Garnitzenbach bildet die Grenze zwischen den deutschen und windischen Almen, wie jenseits des Baches, in der Kühweger- und Watschigeralm deutsch, so wird hier slovenisch gesprochen, wo man auch eine andere Tracht, andere Sitten und Bräuche findet. Die meisten Sennerinnen tragen hier nach altherkömmlicher Sitte den kurzen bis ans Knie reichenden faltenreichen Rock, eine dunkle Slavanka mit der weißen Halskrause, über welche am Rücken die schön geflochtenen Zöpfe herabhängen, um die Mitte einen Ledergürtel mit dem auf einem Riemen befestigten Taschenmesser und ein buntes Busen- und Kopftuch. Manch hübsches Gesichtchen sieht man unter ihnen. Wenn ein Bekannter die Almhütte betritt, wird er von ihnen ‚angesungen‘; sie wiegen sich tänzelnd hin und her und singen ein slovenisches, je nach Umständen auch ein deutsches Liedchen.“ (Franz Franziszi, 1879)

Das Leben auf der Alm ist oft beschrieben und noch öfter besungen worden. Für die Städter im Tal hatten die niedergeschriebenen Reiseerlebnisse über bildhübsche Almsennerinnen einen ungeheuren

„Die Hinterhütte der Sennerin dient übrigens noch einem anderen Zwecke. Wenn nämlich der Liebhaber verstohlener Weise die Sennerin in der Nacht besucht und am morgen die Stunde verschläft, wo er sich unbemerkt von der Hütte und der Alm entfernen könnte, so bleibt nun freilich nichts übrig, als sich den Tag in der Hinterhütte einsperren zu lassen. Ich denke jedoch, die Sennerin wird ihn darin nicht verhungern lassen.“ (Michel Knittl, 1889)

Sennerinnen im Oberen Mölital, um 1935.

Reiz. Sie glaubten, dass sich die Menschen auf der Alm sämtlichen nur denkbaren Lüsten und Ausschweifungen hingaben. Dementsprechend sahen ihre Schilderungen aus.

Die Almromantik hat immer mit der Vorstellung von auf luftiger Höh' lebenden, schönen Sennerinnen zu tun. Die Phrase „Auf der Alm, da gibt's ka Sünd'" gehört heute noch zu dem gängigen Klischee vom ausschweifenden Leben auf der Alm. Die dort angeblich stattfindende Unzucht hat die Geistlichkeit aber schon vor Jahrhunderten beschäftigt. Sie klagte über die Sittenlosigkeit der Landbevölkerung – und ganz besonders über das Überschreiten moralischer Vorschriften durch die Dienstboten. Darum wur-



den von der Obrigkeit Gesindeordnungen erlassenen, die vom Dienstherrn auch die Überwachung des vorgeschriebenen sittlichen Verhaltens verlangten. Dorfrichter durchsuchten die Häuser, um zu gewährleisten, dass diesbezügliche Vorschriften auch eingehalten wurden. Sie kontrollierten die angeordnete Trennung der Schlafräume von Knechten und Dirnen und schauten, ob die Mägdekammern gemäß Anweisung nächtens auch abgeschlossen waren. Von ledigen Dienstboten wurden sexuelle Enthaltsamkeit und sittlicher Lebenswandel eingefordert. Trunk, Tanz und Spiel galten den christlichen Sittenwächtern als verwerflich. Anstößige Tänze wurden wegen der möglichen Anbahnung sexueller Beziehungen streng verboten, mitunter durften sich weibliche Personen nur bei Tageslicht auf einem Tanzboden aufhalten. Durchreisende geistliche und weltliche Obrigkeiten beklagten die moralischen

Zustände in Kärnten. Angesichts der hohen Zahl an unehelichen Kindern glaubten die Würdenträger Rückschlüsse auf die sittliche Haltung und die herrschende (nicht vorhandene) Sexualmoral der Bevölkerung ziehen zu können. Sexualverkehr zwischen Unverheirateten war generell verboten und musste bei Bekanntwerden bestraft werden. Eine uneheliche Geburt führte die Betroffene vor Gericht. Zweifelsohne litten Frauen ungemein stärker unter all den Bestimmungen und Moralvorschriften als Männer. Wen wundert es da, dass die Kirchenvertreter hinter dem unbeaufsichtigten Aufenthalt der Sennerinnen auf einsamer Almflur provokante Freizügigkeit vermuteten und ein Ansteigen der „Sittenverwilderung“.



Musikalische Unterhaltung auf der Klein Kordin Alm, 1947.

Carl Erenbert Freiherr von Moll berichtete 1784 über die Bemühungen der Kirchenobrigkeit auf den Almen Ordnung zu schaffen:

„Nun schien es nicht sehr zur Aufnahme der guten Sitten zu seyn, dass eine junge dralle Bauerndirne, als Sendin, und ein munterer rothbäckiger Junge, als Hirt, den ganzen Sommer über in einer einsamen Hütte so liebetraut zusammen wohnten; auch dann, wenn ein Mädchen des Hirten Stelle vertrat, glaubten die Missionarien noch viele Gefahr für das Seelenheil zwey junger Weibsen zu sehen, die gar so entfernt von aller Aufsicht sich selbst überlassen lebten. Es ward daher durch wiederholte Generalbefehle vom 17. Aug. 1734 und 8. Okt. 1756 der Gebrauch der Sendinnen auf den Alpen schärfest untersagt, und dafür Melker einzuführen geboten. Aber aus wichtigen Ursachen wurden diese Verordnungen unterm 22. Mai 1767 dahin gemäßigt, da hinfür die Sendinnen und Hirten

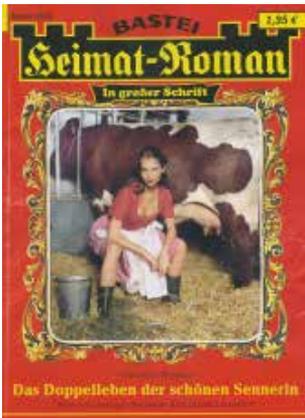
Im 18. Jahrhundert gaben sich die Kirchenvertreter besorgt über das Zusammenleben von Männern und Frauen fernab dörflicher Kontrolle. In den benachbarten Ländern Tirol, Osttirol und Salzburg wurde es Frauen verboten, den Beruf einer Sennerin auszuüben. Später wurde die Regelung dahingehend abgeschwächt, dass sich das Almpersonal einer geistlichen „Gesichtskontrolle“ unterziehen musste, bevor es auf die Alm zog.

Heimatroman und
Sennerinnenerotik, um 2000.

Österreichischer Heimatfilm
mit Maria Andergast, 1951.

Kitschpostkarte und
Alpinklischee, 1920er-Jahre.

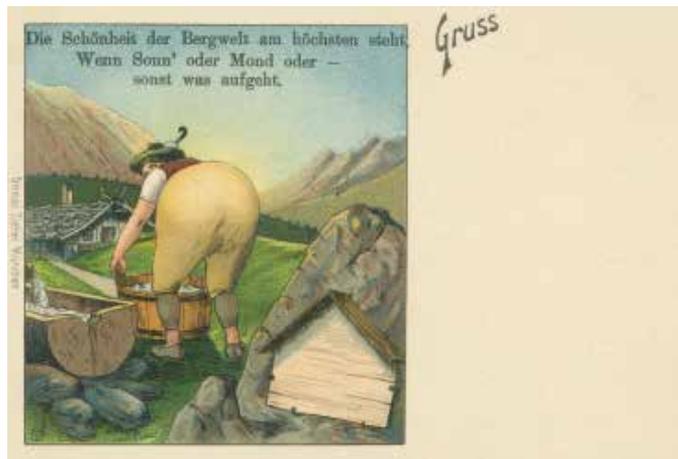
Scheine von der Geistlichkeit haben müssten, um auf die Alpen ziehen zu können. Auf diese ward, soviel ich weiß, vor wenigen Jahren noch immer gehalten. Man hielt ordentliche Sendinnenbeschreibungen. Und der Besitzer der Alpe musste vor dem Zuge dahin das Mädchen, oder die Matrone, und den Hirten, oder die Kuhdirne, die er dahin senden wollte der Geistlichkeit vorstellen, wo er denn nach Befund Scheine dafür erhielt. Man hatte für diese sonderbare Untersuchung sogar den drolligen Namen Sendinnen-Wapplung erfunden. Aber so wie wohl kein Gesetz ist, das die gottlosen Menschen hienieden nicht auf irgendeine Art zu hintergehen wüßten, so ging's auch mit dieser Sendinnen-Wapplung. Eine dunkelbraune, runzlichte, abgewelkte Fee erhielt manchmal den Schein und ein hurtiges, rosenrothes Mädchen zog auf die Alpe.“



Unermüdlich bemühten Literatur, Musik und bildende Kunst das klischeehafte Bild der Sennerin als Verkörperung von Ursprünglichkeit, Naivität, Ungebundenheit und freier Liebe.

Hin und wieder versuchten Reisegelehrte diesbezügliche Phantasien zu relativieren, nicht ohne im selben Atemzug die Vorstellung von der etwas einfältigen, nicht abgeneigten Sennerin zu verstärken:

„Alle Sennerinnen von siebzehn bis vierzig Jahren sind verliebt. Wenn man sie jedoch so häufig der Unsittlichkeit beschuldigt, so thut man ihnen schweres Unrecht. Jede hat zwar einen Liebhaber, Lotter genannt, dem bewahrt sie aber die Treue und die meisten Abenteuer, welche Salontouristen gehabt haben wollen, sind in das Gebiet der Legende zu verweisen.“

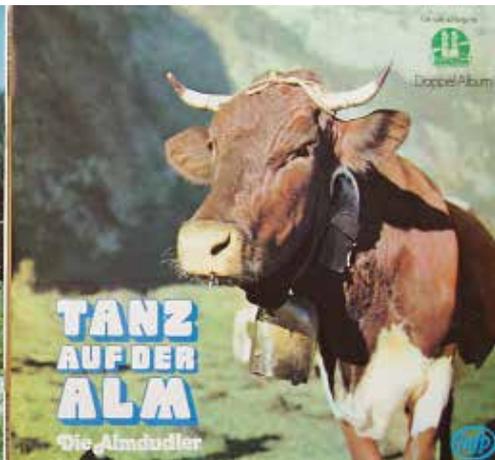


Die Liebe der Sennerin ist durchaus nicht immer frei von Sentimentalität. Vor drei Jahren war ich in einer mir wohlbekannten Hütte im Möllthale. Die Sennerin, welche ich zuletzt als blühend schönes Mädchen gesehen hatte, sah auffallend schwach und abgehärmt aus. ‚Ja, was ist dir denn passiert, daß du so ausschaust?‘ – ‚Was ist mir passiert, Zwilling habe ich gehabt‘, sagte sie traurig. ‚Ja, wenn er nicht zu Militär gekommen wär! Er hat einrücken müssen und da hat er mir so erbarmt!‘ – Ja, hingebende, berechnungslose Liebe und Treue wohnen auf der Alm und nicht leichte Ware sind die armen Bewohnerinnen der Sennhütten.“ (Michel Knittl, 1889)

Geht es darum, den Almtourismus zu vermarkten, so finden sich in den Fremdenverkehrsprospekten zumeist die Almen und Almhütten als Inbegriff des Gemütlichen, Naturverbundenen, Einfachen und Bodenständigen. Ausgehend von den städtischen Bergtouristen des 18. und 19. Jahrhunderts hat sich bis heute eine gesellschaftliche Wahrnehmung der Almen bzw. des Almlebens herausgebildet, die mit der Wirklichkeit selten übereinstimmt: der in Einklang mit der Natur lebende, zufriedene Bergbauer, umgeben von glücklichen Kühen, mit tief dekollierter Sennerin und uriger Hütte. Um diesen Attributen gerecht zu werden, hat sich die Tourismusindustrie mancherorts der Architektur des rustikalen Alpenkitsches verschrieben, denn die Touristen lieben angeblich die Karikatur bäuerlicher Bauweise, um eine zünftige Hüttengaudi mit „Jagattee“ bei frivolen Partyhits (z. B. „Zehn nackte Friseurinnen“) erleben zu können.

Über die Alm sind zahllose Gemälde, Kitschpostkarten, Bühnenstücke und anzüglisches Liedgut produziert worden, vieles davon ist ins öffentliche Bewusstsein eingedrungen. Mit dem Ende der Almromantik durch das Aufkommen neuer Wirtschaftsweisen haben Heimatromane und verklärende Kino- und Fernsehfilme die Rolle der Alpenkitschproduktion übernommen. Vielfach scheint es ihnen gelungen zu sein, die Realität des Almlebens zu verwischen und anstelle historisch gewachsener Volkskultur sind Alpenkitsch und Hüttenromantik getreten.

Volkstümliche Schlagerplatte, 1973.



1878 gastierte eine Zillertaler Gesangsgruppe anlässlich ihrer Europatournee auf der Pariser Weltausstellung vor Napoleon III. Unter anderem gab sie mit „Auf der Alm, da gibt’s ka Sünd“ einen Klassiker der alpenländischen Volksmusik zum Besten.

In Anbetracht solch dubiosen Liedgutes bevorzugt der heimische „Bergler“ doch eher ein traditionelles Lied: „Auf da hoach’n Alm wird’s schon grean, die Vogalan singen so wunderschean, die Blüamalan blüahn so weiß wia da Schnee, wenn i zu mein’ Diandlan aufegeh.“ Kärntens Almbauern und -bäuerinnen wissen sich recht gut gegen die austauschbare Unterhaltungsindustrie und künstliche Lederhosenfolklore zu behaupten.

Gailtaler „Almdisco“ mit Grammophon, 1930er-Jahre.



Almtourismus

Die Schriften der Naturgelehrten des 18. und 19. Jahrhunderts waren zumeist in Form von Reiseberichten abgefasst. Um den Verkaufserfolg zu garantieren, bewarben die damaligen Verlage die wissenschaftlichen Exkursionen als „Mineralogisch-botanische Lustreise“, „Physikalisch-politische Reise“ oder „Botanische Reisen“. Die literarischen Schilderungen der geistigen Elite aus Adel, Klerus und Bürgertum markierten die Anfänge des Almtourismus. Im Zentrum der Beschreibungen standen neben dem naturwissenschaftlichen Erkenntnisgewinn nun verstärkt Schilderungen von rein ästhetischen Bergerlebnissen, an denen – mithilfe detaillierter Informationen zu Wegrouten, Schlafgelegenheiten, Sehenswürdigkeiten und der Angabe ortskundiger Auskunftspersonen – eine immer

größer werdende Anzahl von Naturbegeisterten teilhaben konnte. Allmählich versiegte die wissenschaftliche Wissbegierde an Mineralogie und Botanik.

Um 1825 entwarf Joseph Kyselak ein Bild von Mallnitzer Almbauern in alpiner Idylle, die noch nicht vom „lasterhaften Streben nach Luxus, Heuchelei und Eigennutz“ angesteckt waren:

„Nun betritt man eine große Alpenwiese, so steil und glatt wie ein Eisdach; einige Burschen auf Steigeisen sind eben mit dem Abmähen der Wiese beschäftigt, muntere Dirnen, Triller wirbelnd, welche nur die Natur sie lehrte, sammeln die getrockneten Kräuter mit Rechen und häufen sie zu Ballen, die zum Wintergebrauche mit Steinen und Holz vor Absturz gesichert herumstehen.“

Ein allgemeines Interesse an der Lebens- und Arbeitsweise der im Gebirge lebenden Menschen entwickelte sich allmählich. Der aufkommenden Hinwendung zum „Äpler“ verdanken wir einige, wenn auch subjektive Informationen zum Leben auf der Alm.

1820 machte der Gelehrte Gotthilf Heinrich Schubert in Begleitung seiner Frau eine Alpenwanderung von Gastein nach Heiligenblut. Der Verfasser mystisch-naturwissenschaftlicher Schriften schildert dem begierigen Leser die Einkehr in eine auf dem Wege liegende Sennhütte:

„Die guthmütige Sennerin hatte an diesem Tage von ihrem Herrn, der sie besucht hatte, ein altbackenes, kleines Weißbrod geschenkt bekommen und schnitt uns das zur Milchsuppe ein. In einem kleinen kupfernen Kessel wurde Milch in ziemlicher Menge heiß gemacht und auf unser Weißbrod geschüttet, dann setzte die Sennerin die Schüssel, damit die Suppe recht bald kühl werden sollte, auf einen Dunghaufen heraus, der vor der Hüttentür war und es benahm meiner Frau etwas die Esslust, daß der Hund der Sennerin, der sich gerade vor der Thür aufhielt und nicht eben sehr reinlich aussah, die Suppe eher kostete als wir. Da die Sennerin hörte, daß wir keine Löffel bei uns hätten, nahm sie zwei schwärzlich aussehende, von Holz gemachte Löffel von der Wand herunter. Die Art, wie sie diese Löffel, ehe sie ihre hochgeehrten Gäste damit bediente, reinigte, kam uns auch, so kurz und bequem sie war, ein wenig neu und seltsam vor. Sie nahm nämlich jeden Löffel einige Male in den Mund und nachdem sie ihn schon hinlänglich mit der Zunge gereinigt hatte, that sie noch ein Übriges und reinigte ihn auch noch mit den Fingern, ja sogar dann noch an ihren Kleidern.“

In der Zeitschrift *Carinthia* begegnen wir der überschwänglichen Schilderung einer Wanderung auf den Dobratsch aus dem Jahre 1829. Zum einzigartigen Bergerlebnis gesellten sich als beschauliche Beigabe Hirten und Ziegen: „Hier lagert man sich auf eine üppige Flur von Alpen-Vergissmeinnicht und sieht über die sanften Abhänge des Berges hinab die grüne Tiefe, während kühlende Westen die glühende Stirn umfächeln und das Ohr auf die verhallenden Stimmen jubelnder Hirten und die Glocken des Alpenviehs hört.“

Vor der Erschließung der Alpen mittels Schutzhütten, Almgasthäusern und Notunterkünften boten hauptsächlich die Almhütten Möglichkeit zu Einkehr und Übernachtung. Die Almbewohner gewährten dem Bergwanderer Schutz vor Unwettern und einbrechender Dunkelheit.

Die Beschreibung einer bescheidenen Raststation auf Kärntens Almen aus dem 19. Jahrhundert ist uns von Michel Knittl erhalten geblieben:

„Auf einem Brettersimse befinden sich hohe Laibe von magerem Käse. Sie sind entweder weiß, wenn frisch gemacht, oder gelbbraun mit malachitgrünen Schimmeladern und steinhart, wenn älteren Datums. Der Kenner schätzt diesen Käse, während er den jungen, weißen verschmählt. Weiters steht auf dem Simse eine gewaltige Flasche mit Spiritus. Er wird von der Sennerin mit Wasser verdünnt den Gästen zum Käse und zur Butter kredenzt. Kostet das Achtel sieben bis acht Kreuzer, Enzian und Schwarzbeer aber zehn. Butter und Käse kosten nichts. Ein oder zwei Schnapsgläschen und einige Kaffeeschalen finden sich gleichfalls blank gewaschen auf dem Gesimse. Auch ein hölzerner Buttermodel mit dem ‚süßen Namen Jesu‘ und einem pfeildurchbohrten Herzen. Eine Holzkiste, die in einem Winkel steht, birgt den Mehl- und Eiervorrath der Sennerin.

Die Kost der Sennerinnen besteht fast nur aus Mehl- und Milchspeisen, Butter und Kaffee. Kommt ein Tourist und behandelt er die Sennerin freundlich, so thut sie auch ihr Bestes zu seiner Bewirthung. Sie bereitet ihm einen stark gezuckerten Schmarrn oder ein vortreffliches Rahmmus, auf den slowenischen Almen ‚moistica‘ genannt. Die Kost der Sennerin würde der Fremdling wohl nicht sehr schmackhaft finden, z. B. Haferdalken. In einer Sennhütte traf ich Gemsfleisch und aß davon. Denke, die Sennerin wird es wohl vom Jagdbesitzer erhalten haben, zu beschwören aber getraue ich es mich allerdings nicht.“

An anderer Stelle beklagte sich Knittl über die nachtheiligen Auswirkungen des zunehmend beliebter werdenden Bergtourismus auf die Almbevölkerung. Durch die vielen „Alpenfexe“ wandelte sich seiner Meinung nach die „angeborene“ Gastfreundschaft der Sennerinnen in Geldgier und Unhöflichkeit.

Der Alpentourist suchte das Exotische, das Bäuerliche, und war enttäuscht, wenn das Vorgefundene nicht seinem Bild vom idyllischen Almleben entsprach:

„Kommt ein Jäger oder ein Tourist, so wird ihm gerne gekocht und Brot, Milch, Butter und Käse mag er essen nach Herzenslust. Fragt man um die Schuldigkeit, so hört man in vielen Fällen: ‚Was wird denn da sein, haben’s ja nichts gehabt. Nichts‘. Doch läßt sich die Sennerin gerne eine Bezahlung aufnöthigen. So ist es auf

jenen Almen, die selten oder nie von Fremden besucht werden. Dort aber, wo Touristenbesuche häufig sind, ist's freilich anders. Da mag der Wanderer wohl den dreifachen Preis zahlen, den er in der Stadt zahlen würde und wird häufig doch keinen oder nur frostigen Dank erhalten. Viele dilettantische Bergfahrer, welche über einen vollen Beutel verfügen, bedenken eben nicht, daß z. B. ein Liter Milch auf der Alm nur fünf Kreuzer werth ist und daß daher der halbe Liter mit zehn Kreuzern ohnedies glänzend bezahlt ist und geben, besonders wenn die Sennerin jung und schön ist, wahrhaft splendide Trinkgelder.

Das macht dann die einfachen Leute habgierig und sie sehen bald in jedem Gebirgswanderer eine gute Beute. Von da an nehmen sie das höchste Trinkgeld, welches sie jemals erhalten haben, als Maßstab und danach richten sie sich dann in allen Fällen, wo man sie um Bezahlung fragt. So zahlte ich z. B. auf der Eggeralm bei Hermagor für eine Rahmpolenta fünfzig Kreuzer.“

Die Egger Alm hatte sich bereits im 19. Jahrhundert auf die Wanderleidenschaft der Städter mittels entsprechender, wenn auch bescheidener Einkehrmöglichkeiten eingerichtet:

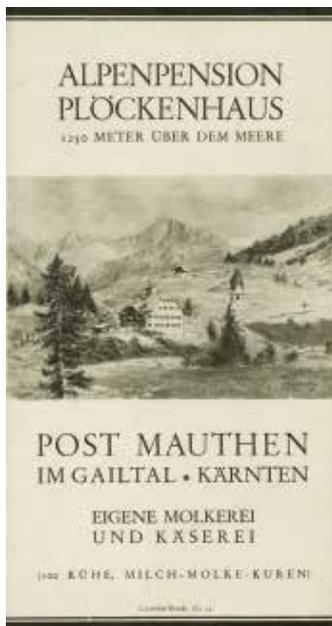
„Auf dieser mattenreichen, sonnigen Alm gibt es auch ein Alpenhotel, das die stolze Aufschrift trägt: ‚Villa Austria‘, und auf einer Holztafel über dem Portale lesen wir die aufmunternden Verse:

„Auf den Bergen sind die Freuden,
Auf der Höhe ist die Luft,
In dem Thale laß die Leiden,
Laß den Kummer deiner Brust“

Wer könnte da vorübergehen? Auch wir wollen ihr, vor dem Aufstieg zum Scheitel des Poludnig, ein wenig zusprechen. Eine dralle Windischgailtalerin in Nationaltracht führt uns in die kleine Schenkstube. Die Holzwände, selbst die großen Tischplatten sind mit Jahreszahlen und Namenszügen von Touristen und Nichttouristen bedeckt. In der Nebenkammer stehen bauchige Geistflaschen, denn in diesem Hotel – einer einfachen Sennhütte –, wo im unteren Stockwerk die Melkkühe hausen, wird nur Schnaps und Kaffee ausgeschenkt; aber eine Melange, wie sie das beste Stadtkaffeehaus kaum zu bieten vermag.“ (Franz Franziszi, 1879)

Über das Tourismusangebot auf der Feistritzer Alm wusste Franziszi in seinen 1895 erschienenen „Volkslebensbildern aus Kärnten“ Folgendes zu berichten:

Unschuldig und naiv sollten die Alpenbewohner für den reisenden Bürger bleiben. Das Bild vom intakten bäuerlichen Leben der zufriedenen, glücklichen und unverdorbenen Gebirgsbewohner verkommt im 19. Jahrhundert zum gängigen Klischee. Der bürgerliche Bergfreund wollte die Illusion des freien, naturnahen Alpenlebens auch dann noch gewahrt wissen, als der Tourismus dieses bereits längst für sich beansprucht hatte.



Werbeprospekt der „Alpenpension Plöckenhaus“ mit angeschlossener Molkerei, um 1930.

Vor dem Ersten Weltkrieg gab es auf der Plöcken Alm sieben Käsereien, wo an die 40 Personen, meist Italiener, beschäftigt waren. Seit die Käserei Anfang der 1970er-Jahre geschlossen wurde, wird die Plöcken Alm nur mehr mit Galtvieh bestoßen.

„Wir folgen dem grauen, von einem Knaben geführten Esel, der den Sommer über wohl bepackt Tag für Tag auf die Feistritzer Alm wandert. Hinter dem ‚Hotel Oisternik‘, wie zu einem Dörfchen zusammengedrängt, liegt ein Schöckchen von Sennhütten. Auf den Alpenböden ringsum weiden dreihundert Rinder und über hundert Pferde. Der alte, aber rüstige Hotelbesitzer bietet alles auf, um seine Kurgäste, die hier die Molkekur gebrauchen oder die Sommerfrische genießen, zufriedenzustellen.“

Tatsächlich hat die heilpraktische Anwendung der bei der Käseherzeugung anfallenden Molke schon längere Tradition:

„Die Molke kriegt man beim Schotten-Sieden auf 95°. Das Kaswasser is ka Molke, das is das Wasser, bevor’s auf 95° erhitzt wird. Das Kaswasser hab’n wir früher den Leuten geliefert, die Probleme mit dem Magen hatten. Die Sennerinnen hab’n oft a Molke-Fußbad genommen, wenn ihnen die Füß’ schmerzten. Ganzbäder gab’s natürlich auch.“ (Silvester Gruber, Würmlach/Gailtal, 2009)

Inzwischen haben viele Kärntner Wellnessbetriebe neben Almhuebädern auch die Anwendung von Duft-Aroma-Molkebädern in ihr Wohlfühl-Programm aufgenommen. Beim „Bauernlifiting“ tauchen erholungssuchende Damen in einem landwirtschaftlichen Wellness-Betrieb in Vollmolke- oder Rahmbäder, um ihre „gestresste Haut zu regenerieren“. Die Molke wird wegen des würzigen Lesachtaler Almgrases als besonders wirkungsvoll gepriesen. Ein anderer Wellness-Bauernhof bewirbt das Molkebad mit einem gängigen Klischee:

„Mit der Molke hat sich die Sennerin gewaschen, weil es sonst ja kein warmes Wasser gab, erst danach hat sie’s den Schweinen gegeben. Und deswegen hat es auf der Alm schon immer die schönsten Madeln gegeben.“

Bereits 1792 durchstreifte der deutsche Naturforscher Sigmund von Hohenwart gemeinsam mit Joseph Reiner und Franz Xaver Freiherr von Wulfen, dem Namensgeber der in den Karnischen Alpen beheimateten Wulfenia, das Plöckengebiet. Als Bergführer hatten sie sich einen ortskundigen Hirten genommen.

„Wulfen, Reiner und ich bestiegen den Spielboden. Bey den Alpenhütten, wo nur italienischen Hirten und Käsemachern die Aufsicht über das Vieh und die Käse-Fabrikation anvertraut ist und die für dieses Fach die geschicktesten sind, waren uns vorzüglich

auffallend die einfüssigen Stühle, die jeder Hirt am Hintern ange-schnallt mit sich herumträgt. Da man die Kühe hier nicht im Stalle, sondern unter freyem Himmel zu melken pflegt, so wäre es unbequem, wenn die Kühemelker, da sie ohnehin das Gefäß, worein die Milch gemolken wird, in Händen tragen, sich auch noch mit den Stühlen beschweren sollten.

Wenn wir über einige steile Anhöhen und Abgründe klettern mußten, war ich mehr um meinen Führer als um mich besorgt; denn ich war mit Steigeisen versehen, mein Führer hatte lediglich hölzerne Schuhe, die in diesen Berggegenden sehr gewöhnlich sind und von jedem Hirten getragen werden.“



Gipfelsturm mit einheimischen Bergführern, Heiligenblut, 1920er-Jahre.

Die Gewandtheit der einheimischen Führer beim Steigen und Klettern fand allgemeine Bewunderung. Um den städtischen Glocknerbezwingern den Aufstieg zu erleichtern, schlugen die Heiligenbluter Bauern Stufen in den Schnee und befestigten Seile, an denen die Touristen sich festhalten konnten. Doch auch auf weniger schwierige Berge als den Großglockner wagten sich Bergfreunde nur

vereinzelt ohne einheimische Führer, die Wegstrecken und Witterungsverhältnisse einzuschätzen wussten. Außerdem bot sich den Bauernburschen, Wirtsleuten und Jägern so die Möglichkeit zu einem kleinen Nebenverdienst. Doch noch waren die Führer nicht bereit, ihre Lebensgewohnheiten gänzlich dem Tourismus unterzuordnen. So musste Gotthilf Heinrich Schubert im Jahre 1820, glücklich in Heiligenblut angekommen, schmerzlich feststellen, dass „die Dorfleute, die uns hätten zu Führern dienen können, zuvor noch in die Messe gingen“.

Gipfeltouren erfolgten im 19. Jahrhundert nach festgelegten Regeln. Eine Besteigung des Dobratsch ging damals z. B. so vor sich: Einheimische holten die Reisegesellschaften vom Villacher Bahnhof ab und brachten sie mit der Kutsche nach Bleiberg, von wo aus sie nachmittags oder spät abends aufbrachen, um am Gipfel den Sonnenaufgang zu erleben. Ortsansässige Führer und Träger leiteten die aussichtsbegeisterten Städter in die Höhe:

„Die aus acht recht gemüthlichen Naturfreunden bestehende Gesellschaft brach in Bleiberg erst um 11 Uhr abends, und zwar in der heitersten Stimmung auf. Drei mit Mundvorräthen, Mänteln, Überröcken wohlbepackte Führer eröffneten den Zug. Die anfangs sehr lebhaft Konversation wurde immer matter, auch fehlte es unterwegs an komischen Szenen nicht. So schienen die Führer ihre Bestimmung nicht genau zu kennen, denn sie bildeten sehr bald den Nachtrab und die Gesellschaft erreichte in zirka vier Stunden ohne einen Führer die Spitze des Berges. Die Temperatur der Luft erheischte nun eine wärmere Bekleidung; aber wo blieben noch die Führer; die darauf vergessen hatten, zu welchem Zwecke sie die Mäntel auf die Spitze des Dobratsch trugen. Endlich langte ein Führer oben an, aber zu großem Ärger der unrechte, denn er trug nur die Mundvorräthe: Endlich kam auch der sehnlichst erwartete Kleider-Lieferant an, welcher mit größter Hast seiner Last entledigt wurde.“ (*Villacher Zeitung*, Juli 1865)

Schon früh erkannten die Fremdenverkehrsverbände die Vorteile des langsam einsetzenden Skitourismus. Einem 1910 erschienenen Artikel der *Kärntner Reise-Zeitung*, dem amtlichen Organ des Landesverbandes für Fremdenverkehr in Kärnten zufolge war der Wintersport in seinen Anfangsjahren nicht nur „die Betätigung der oberen Zehntausend oder eine Spielerei, der sich Kreise widmen, welche nichts besseres zu tun haben“, sondern hatte bereits damals eine



Ankunft deutscher Urlaubsgäste in der Großfragant, 1940er-Jahre.

„Bis in die 60er-Jahr' hab'n wir alles mit dem Ross auf die Alm g'führt und im Winter sind die Sachen von die Gäst' mit'm Schlitten hineingebracht woan. Die Gäst' sind zu Fuß hint'n nachgegangen. Auf'm Hochrindl gibt's schon lang a Gasthaus. Das woa schon, bevor die Lifte gekommen sind, da haben die Leut' drinnen noch gebrettelt. Im Winter woa trotzdem alles besetzt mit die Skifahrer, Platz hat's für ungefähr 30 Leut' gegeben.“ (Hubert Reiner, Rauscheggen/Gurktal, 2009)

wirtschaftliche Bedeutung, denn die Bergfreunde entdeckten nun auch die außerordentlichen Reize winterlicher Gipfeltouren.

Bleibende Schäden in der Gebirgslandschaft hinterließ der boomende Wintertourismus ab den 1970er-Jahren. Auswirkungen auf die Almwirtschaft blieben dabei nicht aus. So hatte der Skitourismus z. B. das Erscheinungsbild der Turracher Höhe und vor allem der dortigen Almen gänzlich verändert. Während man auf der Turrach 1926 neben acht kleineren Almen (drei auf steirischer und fünf auf Kärntner Seite) nur ein Landgasthaus zählte, war bis 1970 eine vollkommene Umwandlung erfolgt. Die steirischen Almen waren aufgelassen (zum Teil wurde der Grund parzelliert) und die Kärntner Almen hatten zusammen nur mehr einen Bestoß von 50 Galtrindern. Dafür hatten die Fremdenverkehrseinrichtungen gewaltig zugenommen. 1970 gab es auf der Turracher Höhe vier Hotels, zehn Gasthäuser und Pensionen, 28 Ferienhäuser und neben einigen Geschäften acht Liftanlagen. Im selben Jahr wurden auf der Turrach 110.000 Nächtigungen erzielt.

Die Almlandschaft der Turracher Höhe hatte sich zu einer Fremdenverkehrslandschaft entwickelt, für die Anfang der 1970er-Jahre folgendermaßen geworben wurde:

„Neben dem international bekannten Wintersportzentrum Turracher Höhe, das zu den schönsten alpinen Gebirgsgegenden der Ostalpen zählt, empfehlen sich auch die Talorte zu frohen und

Der Ausbau des Eisenbahnnetzes, der Bau zahlreicher alpiner Stützpunkte und die steigende Begeisterung der Städter für die Gebirgswelt führten dazu, dass auch Kärntens Berge zu immer beliebteren touristischen Zielen wurden und die Einheimischen sich dabei als Führer, Säumer, Träger oder Kutscher verdingten.

„Unser Sohn Hans hat den Hof übernommen. Während der Almsaison weiden unsere Kühe auf der Rudnig Alm. Im Winter arbeitet Hans dort als Liftwart.

Im Sommer bietet a Bauer seinen Pensionsgästen a Almfrühstück an. Er bringt seine Gäst' mit dem Jeep zum Frühstück auf die Almhütt'n, wo sie dann Almprodukte wie Butter und Käse aufgetischt bekommen. Früher, als die Skipiste auf der Rudnig Alm noch mit Stickstoff gedüngt werden durfte, woa sie noch saftig grün. Jetzt is das Düngen mit Stickstoff verboten und das Futter wächst nit mehr so schön. Das Vieh hat zu wenig zum Fressen. Die Kühe haben ja keine Ruhe mehr. Die ganzen Leute, die Touristen, die Mountainbiker tragen viel zur Beunruhigung des Viehs bei.“ (Annemarie Umfahrer, Kleinbergl/Gailtal, 2009)

Futuristisch anmutende Tourismus-Architektur auf dem Nassfeld, 1999.

geruhsamen Winterferien. Zahlreiche Skilifte mit schönen Skiabfahrten erschließen dem Anfänger und Fortgeschrittenen im Almgebiet ein ideales, lawinen- und schneesicheres Wintersportgelände. In ausgezeichneten Hotels, Gasthöfen, Pensionen und Privatquartieren begegnet man überall echter österreichischer Gastlichkeit.“

Von der verkehrsmäßigen Erschließung der Bergregion profitierten auch die Almbauern, weil sie ihnen ein wertvolles Zusatzeinkommen garantierte. Neben den weithin sichtbaren Eingriffen in die Almlandschaft zeitigten die zum Skibetrieb notwendigen Trassierungen, Skipisten, Kunstschnee- und Seilbahnanlagen Auswirkungen auf die Vegetation und Bodenbeschaffenheit. Anfangs wurde bei der Anlage von Skipisten und den dazu erforderlichen Geländekorrekturen noch recht rücksichtslos vorgegangen. Die Planierungen wurden mit der Schubraupe und ohne Humuskonservierung durchgeführt.

Mittlerweile wird die wertvolle Humusschicht abgetragen und wieder neu aufgebracht. Im Sommer präsentieren sich die Skipisten ästhetisch wenig ansprechend, ihre Wiedereinbindung in die Almlandschaft durch entsprechenden Pflanzenbewuchs gestaltet sich oft schwierig. Den ökologisch durchaus bedenklichen Eingriffen stehen positive Nebeneffekte für die Anteilhaber an Skialmen gegenüber. Pachtverträge und Gewinnbeteiligungen sichern den Landwirten ein regelmäßiges Einkommen im Winter sowie die ungehinderte Bewirtschaftung im Sommer. Daneben ergeben sich



aus dem Wintertourismus zusätzliche Verdienstmöglichkeiten für die Bauern und deren Familienangehörige als Vermieter, Liftwarte oder Beschäftigte im Dienstleistungsbereich. Zum anderen haben einige Agrargemeinschaften bzw. deren Mitglieder aus dem boomenden Wintertourismus beträchtliche Gewinne gezogen, sodass der sommerliche Almbetrieb als Nebengeschäft bezeichnet werden kann. Aus Almbauern sind „Liftbauern“ geworden. Insbesondere das Skigebiet „Sonnenalpe Nassfeld“ hat sich in den vergangenen Jahrzehnten zur größten Wintersportarena Kärntens entwickelt.

Das Landschaftsbild war in den letzten fünfzig Jahren starken Veränderungen unterworfen. Das hohe Maß an Verflechtungen zwischen Tourismus und Almwirtschaft lässt eine stärkere Kooperation zwischen den beiden Wirtschaftssektoren ökonomisch und ökologisch sinnvoll erscheinen. Obwohl die Erträge aus dem Fremdenverkehr nicht immer im adäquaten Ausmaß auch den Landwirten zugute kommen. Grundlage für den Almtourismus bleibt dabei nach wie vor die Erhaltung der vielfältigen Kulturlandschaft. Ohne die landwirtschaftliche Nutzung der Almen würden diese erheblich an ökologischer Vielfalt, aber auch an Erholungswert verlieren. Die seit längerem geführte Diskussion über die zukünftige Funktion des Bauern als „Landschaftspfleger“ oder „Landschaftsgärtner“ entspringt dem Standpunkt einer meist außerhalb der Landwirtschaft stehenden Bevölkerung (Wanderer, Naturschützer, Intellektuelle), deren Wahrnehmung von Landschaft sich seit über zwei Jahrhun-



„Mei Frau und i hab'n verschiedene Almen gepachtet g'habt, die Klein Kordin Alm, die Straniger Alm, die Waidegger Alm, die Buchacher Alm. In die 1950er-Jahr' hat's noch keinen Ausschank gegeben, so wie heut'. Im ersten Jahr, was wir oben woan, sind zwei Kisten Bier gegangen und die hab'n wir selber getrunken. Zu der Zeit hat's noch kaum Gäst' gegeben. Eventuell is einer auf a Schalerle Milch gekommen und die hab'n wir verschenkt.“ (Adolf Pernull, Wernberg, 2009)

Sommergäste auf der Unterbuchacher Alm, um 1960.

derten über deren „Schönheit“ definiert. Viele Bauern registrieren hingegen die von ihnen geleistete Pflege der Kulturlandschaft als positiven Nebeneffekt einer notwendigen Arbeit, die aber nicht der eigentliche Antrieb ihres Wirtschaftens ist.

„Landschaftspflege gut und schön, aber was machst’, wenn das Futter keiner braucht, wegschmeißen? Weil selber fressen kannst es eh a nit.“ So oder ähnlich äußern die Bauern ihre Bedenken zu der ihnen zugedachten, von der Produktion losgelösten Rolle als „Landschaftspfleger“.

Ein anschauliches Beispiel zur „Wertschätzung“ der von den Landwirten geleisteten Arbeit kommt aus Salzburg. Hier mähte ein Bauer bis Mitte der 1970er-Jahre alljährlich die Wiese am Mönchsberg im Ausmaß von neun Hektar. Dafür bezahlte er der Stadt einen geringen Pachtbetrag von mehreren hundert Schilling im Jahr. Nachdem er aus Altersgründen die Fläche nicht mehr mähen konnte, suchte die Stadt Salzburg einen Landwirt zur weiteren Bewirtschaftung des Grünlandes. Doch es fand sich keiner. So wurde die Pflege der Fläche – nicht zuletzt aufgrund touristischer Überlegungen – öffentlich ausgeschrieben. Um den bisherigen Pflegeeffekt zu erhalten, muss von der Stadt nunmehr ein jährlicher Betrag von rund 90.000 Schilling aufgewendet werden.

Die Palette der Nutzungsmöglichkeiten von Almen hat sich erheblich erweitert: Im Winter sind sie Skigebiete, im Sommer eine Urlaubsregion für Wanderer, Mountainbiker oder Paragleiter. Leerstehende Sennhütten werden an Touristen vermietet, Almdörfer mit Fünf-Sterne-Service entstehen, Restaurants (mit argentinischen Rindersteaks und dänischer Butter) und Seilbahnen überziehen die Almen, freilaufende Hunde jagen das Weidevieh, Milch, Butter und Käse werden aus dem Supermarkt auf die Alm geliefert – Schreckensszenarien, die auf Kärntens Almen noch als Ausnahmeerscheinung bezeichnet werden dürfen.

Filmaufnahmen anlässlich
der Österreichischen
Almwirtschaftstagung in der
Großen Fleiß, 7. Juli 1993.



Literaturauswahl

- Aigner Susanne, Egger Gregory u. a. (Hg.), *Almen bewirtschaften. Pflege und Management von Almweiden*, Graz 2003.
- Aigner Susanne, Egger Gregory, *Almrevitalisierungsprogramm Kärnten*, Klagenfurt 1998.
- Bruckmüller Ernst, Hanisch Ernst, Sandgruber Roman, *Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert. Regionen, Betriebe, Menschen*, Wien 2003.
- Das Gailtaler Heimatmuseum (Hg.), *Gailtal – Kanaltal 1914 bis 1918. Die Bevölkerung und die Wirtschaft dieser Zeit*, Hermagor 2006.
- Dinklage Karl, Erker Konrad u. a., *Geschichte der Kärntner Landwirtschaft und bäuerlicher Volkskunde Kärntens*, Klagenfurt 1966.
- Franziszi Franz, *Cultur-Studien über Volksleben, Sitten und Bräuche in Kärnten*, Wien 1879.
- Franziszi Franz, *Kärntner Alpenfahrten. Landschaft und Leute – Sitten und Bräuche*, Wien 1892.
- Frener Magdalena, *Die Bewirtschaftung von Überlandgrundstücken durch Agrargemeinschaften in den östlichen Karnischen Alpen. Historische Hintergründe, aktuelle Sachverhalte und mögliche künftige Strategien*, Wien 2008.
- Ghon Carl, *Geschichte der Stadt Villach von der Urzeit bis zur Gegenwart*, Villach 1901.
- Glatz Susanne, Egger Gregory u. a., *Almen erleben. Wert und Vielfalt der österreichischen Almkultur*, Klagenfurt 2005.
- Jungmeier Michael, Drapela Judith, *Almen im Nationalpark Hohe Tauern. Natur, Kultur und Nutzungen*, Klagenfurt 2004.
- Kärntner Almwirtschaftsverein, *50 Jahre Kärntner Almwirtschaftsverein 1909–1959*, Klagenfurt 1959.
- Kärntner Landwirtschafts-Gesellschaft (Hg.), *Die Alpenwirtschaft in Kärnten*, Klagenfurt 1873.
- Karre Birgit, *Nutzungsgeschichte und Vegetation der Bergmäher bei Saureggen*, Wien 2002.
- Kirchengast Christoph, *Über Almen zwischen Agrikultur & Trashkultur*, Innsbruck 2008.
- K. k. Ackerbauministerium (Hg.), *Alpwirtschaftspolitik in Österreich*, Wien 1908.
- Knittl Michel, *Cultur- und Landschaftsbilder aus Steiermark und Kärnten*, Klagenfurt 1889.
- Koroschitz Werner, *Alles Dobratsch. Stadt – Blick – Berg*, Villach 2002.
- Koschat Thomas, *Erinnerungs-Bilder*, Klagenfurt 1889.
- Kyselak Joseph, *Skizzen einer Fußreise durch Österreich, Steiermark, Kärnten, Salzburg, Berchtesgaden, Tirol und Baiern nach Wien*, Wien 1829.
- Leidenfrost Kurt, Pascher Otto, *Almwirtschaft. Ein Leitfaden*, Wien 1958.
- Liskounig Robert, *Agrargemeinschaften in Kärnten*, Wien 2003.
- Loquenz Norbert, *Rennweg am Katschberg. Das Katschtal, Katschberg* 1995.
- Luidold Lucia, Rotschopf Romana u. a. (Hg.), *Frauen in den Hohen Tauern. Vom Korsett zum Internet*, Neukirchen 1998.
- Martiny Benno, *Geschichte des Mölltaler Rindviehschlages*, Klagenfurt 1880.
- Merlin Friedrich Walter, Hellebart Stefan u. a. (Hg.), *Bergwelt im Wandel. Festschrift Erika Hubatschek zum 90. Geburtstag*, Klagenfurt 2007.
- Neumann Dieter, *Das Kärntner Lesachtal. Werden und Wandlungen einer bergbäuerlichen Kultur- und Wirtschaftslandschaft*, Klagenfurt 1987.
- Novak Stefan, *Valeriana Celtica – Der echte Speik. Ein altes Naturprodukt als alternativer Erwerbszweig*, Wien, 1999.
- Reiner Joseph, Hohenwarth Sigmund, *Botanische Reisen nach einigen Oberkärntnerischen und benachbarten Alpen*, Klagenfurt 1792.
- Schneiter Fritz, *Alpwirtschaft*, Graz 1948.
- Sieger Robert, *Beiträge zur Geographie der Almen in Österreich*, Graz 1925.
- Stellmann Hermann, *Die Lammersdorfer Alm, Obermillstatt* 2002.
- Streng Petra, *Bauernerotik in den Alpen: Das Liebesleben der Tiroler vom Mittelalter bis ins zwanzigste Jahrhundert*, Innsbruck 1997.
- Winkler Josef, *Die Verschleppung*, Frankfurt/Main 1984.
- Zwittkovits Franz, *Die Almen Österreichs*, Zillingdorf 1974.

Bildnachweis

- 144 — Agrarbezirksbehörde Villach
- 69 — Bernhardt Maria, Apriach
- 79 — Eisner Adolf, Miklauzhof/Miklavčevo
- 109 — Fera Franz, Wackendorf/Večna vas
- 8, 140 — Gressl Carl, Kötschach-Mauthen
- 128 li. — Gugganig Johann, Räuflach
- 78 — Hohenwarter Hans, Rattendorf
- 27 o., 34, 36, 38, 41 re., 42, 44–46, 61 re., 71 re., 72, 84 — Kärntner Almwirtschaftsverein, Klagenfurt
- 88, 93, 94 li., 95, 102 re., 104, 123 li., 124 re., 131, 146
- 19, 43 — Kärntner Landesarchiv, Klagenfurt
- 98, 102 li., 112 — Kerschbaumer Josef, Tresdorf
- 80 — Kerschbaumer Norbert (GEOS), Klagenfurt
- 71 li., 77, 82, 116 re. — Kulterer Herbert, Sachsenburg
- 33, 57, 60, 91 re., 96, 97, 111, 126 li. — Lackner Hubert, Pockhorn
- 9, 16, 21, 22, 37, 47, 51, 56, 61 li., 64–66, 68, 74, 86, — Landesmuseum für Kärnten, Klagenfurt
- 92, 99, 101, 105, 106, 113, 122 re., 123 re., 125
- 13 li. — Museum für Volkskultur
(Sammlung Erika Groth-Schmachtenberger), Spittal/Drau
- 48, 59 — Nationalparkverwaltung Hohe Tauern, Großkirchheim
- 89 — Nationalparkverwaltung Nockberge, Ebene Reichenau
- 121 — Obweger Josef, Görtschach
- 94 re. — Pacher Josef, Grafenberg
- 122 li., 129, 133, 145 — Pernull Maria und Adolf, Wernberg
- 130 — Reiner Rosalinde und Karl, Deutsch-Griffen
- 15, 63, 115 — Sternath Johanna, Grafenberg
- 30, 110 — Stocker Michael, Greifenburg
- 54, 55, 70 li., 126 re., 143 — Stotter Annemarie, Lienz
- 107 — Stramitzer Jakob, Würmlach
- 27 u., 136 — Umfahrer Annemarie, Kleinbergl
- 10, 13 re., 23, 100, 134, 135 — Verein Industriekultur und Alltagsgeschichte, Villach
- 70 re., 87, 90, 91 li., 116 li., 128 re., 132, 141 — Wallner Veronika und Georg, Rojach
- 41 li., 124 li. — Warmuth Josef, Würmlach



*„Die Berg' werden von Jahr zu Jahr steiler.“
(„Maridl“ Pacher, seit rund 20 Jahren Sennerin
in der Großfragant/Mölltal)*

alm-at

Almwirtschaft Kärnten